

31 030





JENSEITS BEGANGENER PFADE

NEUE BERGFahrTEN IN DEN ALPEN

VON
E. R. BLANCHET

MIT 12 ABBILDUNGEN

4.—8. TAUSEND

BIBLIOTEKA
EDWARDA STENZA



UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT BERLIN
ROTH & CO.

*Lit. podr.
Europa*

CBGiÓŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168646

Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Heinrich Eler

Titel des Originals: Hors des Chemins Battus

Preisgekrönt von der Französischen Akademie



31.030

Viertes bis achttes Tausend

Alle Rechte vorbehalten — Nachdruck, auch auszugsweise, verboten — Printed
in Germany 1943 — Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Berlin
Roth & Co., Berlin SW 68

NH 69628 N-4939010/TKK

GENERAL CHARLES GRANVILLE BRUCE HON., C. B., M. V. O.,
DEM EHEMALIGEN PRÄSIDENTEN DES ENGLISCHEN ALPEN-
CLUBS, DEM SOLDATEN, DEM FORSCHER, DEM BERGSTEIGER
IN BEWUNDERUNG UND FREUNDSCHAFT GEWIDMET

VORWORT

Ich finde, daß diese Beschreibungen einiger der bemerkenswertesten Besteigungen, die Herr Blanchet im Verlaufe seiner langen Bergsteigerlaufbahn ausgeführt hat, ein sehr anregendes Buch geworden sind.

In einer Hinsicht scheint es mir einzigartig zu sein. Hat man es schon jemals erlebt, daß ein großer Musiker auch ein großer Bergsteiger ist? Ich wollte beinahe sagen, ein zügelloser Bergsteiger; denn mehrere seiner Besteigungen streifen die Grenze des Möglichen. Hängt die Sicherheit einzig allein von der Erfahrung und der Technik ab? Tatsächlich marschiert der Ehrgeiz in dem Maße, wie sich die Geschicklichkeit entwickelt, „pari passu“, und das ist sehr natürlich. Das leitende Motiv, das sich in unseren Tagen so verbreitet hat, „zuerst Sicherheit“, ist sicherlich nicht eine der Charakteristiken dieser Seiten. Blanchet versucht aber, sich den Sieg durch alles zu sichern, was Training und Organisation geben können; schnell kommt dann die Schlacht gegen den feindlichen Berg, gegen die zahllosen Hinterhälte. Den Schnee, das Eis zu besiegen, seinen Weg unter den feindlichsten Felsen zu finden, alle diese Aufgaben sind hier geschildert und gelöst.

Wenn ich dies Buch lese, habe ich mich oft gefragt, ob denn solche Hände wieder imstande sein werden, Klavier zu spielen?

Welch eine überströmende Freude empfindet Blanchet bei seinen Abenteuern, und wie großmütig ist seine Haltung seinen Führern gegenüber, die wahrhaftig Menschen großer Klasse sind.

Voll Bescheidenheit überläßt er ihnen alle Lorbeeren. Kann man sich bessere Gefährten wünschen als Armand Charlet, Pollinger, Kaspar Mooser aus Täsch und Oskar Supersaxo aus dem Saastal, den auch ich meinen Freund nenne?

Es ist schwierig, unter soviel neuen Routen die Aufmerksamkeit besonders auf eine zu lenken: alle, die von sehr großem und mannigfaltigem Interesse sind, grenzen mehr oder weniger,

gestehen wir es, an das Vernunftwidrige, ein Wort, das den klugen Leuten und denen Trost gewährt, die ein gewisses Alter überschritten haben; denn was vielleicht für einen Blanchet keine Torheit ist, würde es für die Gemeinde der Sterblichen sein.

Am meisten indessen hat, glaube ich, der Bericht über den Abstieg am Furggengrat des Matterhorns und den Übergang zum Hörnligrat auf meine Einbildungskraft Eindruck gemacht. Der Autor offenbart sich dabei als ein Sachverständiger dieser unangenehmen „Seilabstiege“, die ihm so vertraut sind und mir so schrecklich vorkommen.

Aber zweifellos überkommt mich dieser Schreck, weil ich 60 Jahre alt bin und 100 kg schleppe. Ist man jung und leicht, so hängt man leichter am Ende eines Seiles. Blanchet aber ist immer jung, sein neues Werk beweist es: Vergeßt seine dreißig Jahre der Erfahrung und seht nur die Frische seiner Begeisterung!

Ich wünsche, daß das Buch „Jenseits begangener Pfade“¹ eine Fortsetzung hat. Im großen Königreich der Berge gibt es immer neue Themen.

Werde ich es wagen, Blanchet einen Rat zu geben? Wohlan! Eine der schönsten Schöpfungen Schuberts trägt die Überschrift: „Die Unvollendete“.

C. G. BRUCE²

¹ „Am Ende eines Seiles“ (au bont d'un fil). 1937 bzw. 1938 erschienen (D. H.)

² General Hon. Chas. Granville Bruce ist in seinem Londoner Heim am 13. 7. 1939 im Alter von 73 Jahren gestorben (D. H.)

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG	9
I. BREITHORN (3783 m), BESTEIGUNG VOM LÖTSCHENTAL	11
II. ALETSCHHORN, ERSTE UNMITTELBARE BESTEIGUNG ÜBER DIE SÜDOSTWAND	20
III. MATTERHORN, ERSTER VOLLSTÄNDIGER ABSTIEG ÜBER DIE ÜBERHÄNGE DES FURGGENGRATES	36
IV. RIMPFISCHHORN, ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE VERGLETSCHERTE NORDWESTWAND	54
V. ZUMSTEINSPITZE, ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE WESTWAND	65
VI. LYSKAMM, ERSTE BESTEIGUNG DES WESTGIPFELS ÜBER DIE NORDOSTWAND	70
VII. BREITHORN (4171 m), ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE WESTWAND	82
VIII. EINE NEUE ROUTE AUF DAS ZINALROTHORN	90
IX. BIESHORN (4161 m), ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE NORDOSTWAND	110
X. WEISSMIES, EINE NEUE ROUTE AUF DER LAQUINTALWAND	121
XI. FLETSCHHORN (4001 m), ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE NORDWAND	127
XII. AUF DIE AIGUILLES DU DIABLE—L'ISOLÉE—LA MÉDIANE	136
XIII. LA CORNE SUD DU CHAMOIS DE TENNEVERGE	157
XIV. DIE OSTWAND DER DENT DE FENESTRAL	176

BILDERVERZEICHNIS

	gegenüber Seite
E. R. BLANCHET	Titel
ALETSCHHORN (4182 m), SÜDOSTWAND, Photo J. Gaberell, Zürich . .	16
MATTERHORN (4482 m), FURGGENGRAT UND -SCHULTER, Photo Boccalatte Gallo	48
ZUMSTEINSPITZE (4573 m), Photo Blanchet	64
LYSKAMM, DIE LETZTE WAND, Photo Blanchet	80
ZERMATTER BREITHORN (4171 m), WESTWAND, Photo Blanchet . .	88
ZINALROTHORN (4223 m), VOM COL DE TRACUIT, Photo A. Klopfen- stein, Adelboden	96
ZINALROTHORN, OBERES STÜCK DER OSTWAND, Photo Blanchet .	104
ZINALROTHORN, SÜDOSTGRAT, Photo A. Klopfenstein, Adelboden .	112
FLETSCHHORN (4001 m), NORDWAND, Photo Gaberell	128
AIGUILLES DU DIABLE (L'ISOLÉE DU POINTE BLANCHET, 4114 m), Photo Blanchet	144
DENT DE FENESTRAL (POINTE BEAUMONT, 2582 m), ERSTE ABSEIL- STELLE IN DER OSTWAND, Photo J. Lonfat	160

EINLEITUNG

Seit dreißig Jahren gehe ich in die Berge, selten mit einem Kameraden, sehr oft allein, gern mit einem Führer.

Wenn auch die Bergfahrten eines Alleingängers die stärksten Eindrücke hinterlassen, so braucht man doch, um sie wiedergeben zu können, ein Talent, von dem ich das Gefühl habe, daß es mir fehlt. Ich hielt es daher für weniger unbesonnen und für nützlicher, einfach von neuen Besteigungen zu berichten.

Ich habe den unbekanntem Berg mit wenigen Ausnahmen mit den Fallstricken seiner Wände und Grate zu beschreiben versucht, und nicht die Seelenzustände, die er schaffen kann.

Erstbesteigungen . . . Weiß man das jemals?

Um das Jahr 1880 etwa boten Walliser Führer — zwei Brüder — einem Fremden, um ihn zu ködern, den Angriff auf einen Gipfel an, von dem sie versicherten, daß er jungfräulich sei. Dieser bescheidene Zahn überhöht einen grasigen Sattel, den Hammel und Färsen damals oft überschritten, um 100 m.

Ein kaminartig verengtes Couloir durchschneidet die Nordwand des Zahns, eine kleine, wenig erhabene, aber steile Wand. In halber Höhe kamen die Eroberer an den Fuß einer senkrechten Stufe. Der „Herr“ wurde aufgefordert zu warten, während die Führer zur Erkundung aufbrachen, wobei sie sich vermittlels ihrer kräftigen Handgelenke in die Höhe arbeiteten. Bevor sie zurückkehrten, verging ziemlich viel Zeit.

„Wir werden ihn haben, Herr, und die ersten sein; wir fanden keine Spuren, soweit wir auch gegangen sind.“

Und als der Tourist, keuchend und verklärt vom Gipfel Besitz ergriff, deutete nichts, weder Konservenbüchsen noch Scherben, darauf hin, daß hier schon ein Mensch durchgekommen sei.

Die beiden Brüder hatten — 30 Jahre später haben sie es gestanden — eiligst den Zahn geputzt. Nachdem er gesäubert und

reingefegt worden, hatte er wie ein kleines weißes Ei ausgesehen. Vielfältige Klempnerwaren und zahlreiche Flaschen waren von ihnen lawinenartig an der steilen Wand der entgegengesetzten Seite hinabgestürzt worden.

Heutzutage verfügt der Bergsteiger über umfangreichere Erkundungsmittel, und die Führer sind vielleicht weniger boshaft. Was aber die Jungfräulichkeit anlangt, gibt es dafür jemals den völligen Beweis?

Der Mensch, der die Jungfräulichkeit raubt, ohne sich dessen zu rühmen, ist ein seltener Kerl, aber er kann vorkommen.

E. R. BLANCHET

I. BREITHORN (3783 m)

BESTEIGUNG VOM LÖTSCHENTAL

Bis zur Einweihung einer Alpenklubhütte an der höchsten Stelle des Baltschiedertals haben nur wenige Reisende die Südwand dieses schönen Gipfels der Berner Alpen aus der Nähe betrachtet.

Trotz der Entfernung ist der Anblick dieses Berges dem Bergsteiger vertrauter, der im Oberwallis die auf der Südseite der Rhone liegenden Aussichtspunkte bestiegen hat. Wenn man zum Beispiel auf den Gornergrat geht, bemerkt man im Norden, jenseits des Flusses, eine lange und hohe Mauer mit einem Schneefirst. Ihr höchster Punkt, das Lötschentaler Breithorn, befindet sich links. In der Gegenrichtung schwingt sich die Mauer wieder auf, um das Gredetschhörnlü zu bilden.

Ein sehr steiler Grat strebt mitten in der Wand nach oben und vereint sich mit dem Breithorn—Gredetschhörnligrat zwischen diesen beiden Gipfeln; die Verbindungsstelle liegt etwas näher am Breithorn. Dieser Grat sieht für den fernen Beobachter wie eine einfache Rippe aus, während er aus der Nähe betrachtet den kühnen Schwung eines riesigen Strebepfeilers aufweist. Linker Hand ist die Wand nach Südwest¹ gerichtet, während sie rechter Hand ganz nach Süden schaut.

Von der Besteigung des Breithorns über diesen Grat² eben will ich jetzt berichten.

Wir rechneten damit, vielleicht als erste Seilschaft in der kaum

¹ Im Jahre 1923 haben die Herren v. Waldkirch und Schärer diese Südwestwand bestiegen.

² Der Siegfried-Atlas (Blatt 492, Kippel) gibt uns folgende genauen Angaben: Unser Grat beginnt bei Ziffer 2 der Höhenzahl 2986, beim G von Gredetschhörnlü hört er auf. Der Höhenunterschied zwischen unten und oben beträgt 677 m auf einer 500 m langen Grundlinie (das ist also eine durchschnittliche Abdachung von 135 % oder ein Neigungswinkel von rund 53 Grad). Was die Kammlinie anlangt, auf der unsere Besteigung zu Ende geht, so beträgt die Entfernung vom Breithorn bis zur Verbindungsstelle mit dem Südgrat 850 m.

eingeweihten Hütte der Baltschiederklause zu übernachten. Der Marsch von Saas Fee bis zur höchsten Stelle des Baltschieder Tales ist lang, und wir begannen die Ermüdung nach dem Marsch durch diese beiden Täler zu spüren, da wir in das eine bei zunehmender Hitze zu schnell hinabgestiegen waren und in dem anderen mühsam den Aufstieg unter zeitweisen Platzregen, die jedesmal reichlicher wurden, ausgeführt hatten.

Die mit Heu vollgestopfte, mit einer Tür versehene Höhle der Martigschöpfe hätte das weichste und wärmste aller Nachtlager dargestellt. Wir hatten hier gerade haltgemacht. Meine Faulheit und meine Furcht vor dem Wasser ließen mich die übrigens geringe Höhenlage der „Schöpfe“ völlig ausreichend finden. Schon entstanden die Vorwände, die meinen Führer, Peter-Maria Zurbruggen aus Saas Fee dazu bringen sollten, bei diesem Wetter und zu dieser Zeit nicht weiter vorwärtszudrängen. Aber weder die Berufung auf die malerische Lage noch die geschichtlichen Erinnerungen (Gallet und andere Eroberer hatten hier ihre Wachen verbracht) beruhigten Zurbruggens Drang nach oben. Meinen Gründen wußte er andere entgegenzustellen: den brummenden Ofen, die Decken, einen Gewinn von zwei Stunden für den Morgenschlummer, ein reichliches Essen, schließlich alle Annehmlichkeiten der neuen, kaum vollendeten Klubhütte. Peter-Maria war tatsächlich niemals dagewesen. Aber sein Glaube war so groß, seine Sprache so glühend, daß er es Pascalon von Tarascon zugegeben hätte, wenn dieser das Thema des Port-Tarascon¹ dichterisch ausschmückt.

Ich nahm meinen Rucksack also wieder auf und wanderte hinter meinem Führer in den Windungen des Pfades weiter.

Aus schweren und schwarzen Wolken brach ein Gewitter hervor, das seit langer Zeit drohte. Das war ein schöner Lärm. Der Talgrund schien zu klein zu sein, um die Ausbrüche der Riesenstimme zu fassen, die der gefällige Schallverstärker des Echos über-

¹ Person aus einem Roman von Daudet, die den Reiz und die Vollkommenheit eines noch nicht gebauten Hafens zu rühmen hat. (D. H.)

trieb. Die weniger übertreibenden Blitze ließen uns die Lage genau erkennen. Der Regen sollte nicht aufhören. In einem Nu wurde der Gletscher gründlich gewaschen und peinlich genau gesäubert. Ausgerichtete Steine bildeten hier eine bessere Fährte als Poucets kleine Kiesel. Etwas weiter waren kleine, Bestürzen erregende Holzbrücken als deutliche Fährte quer über enge Spalten geworfen worden.

Einige Kotreste gaben uns Aufklärung. Es handelte sich um die Spuren eines Maultierpfades, der für den Transport der Hüttenbalken bestimmt war. Später erfuhr ich, daß die Maultiere schließlich sehr gern, manchmal ohne unmittelbare Überwachung, auf den mit Marken bezeichneten Gletscher abgeschwenkt seien. Wandern die Färsen aus Chamonix nicht ebensogern über die „Mer de Glace“, um sich auf die Weiden von Charpoua zu begeben? Und sieht man nicht von Montenvers aus oft noch wunderlichere Lebewesen, die Socken über die Schuhe gezogen haben, lange Proressionen zwischen den Spalten ausdehnen?

Nach dem Gletscher kam die steile Moräne, die ganz oben Rasenstücke trug.

Sollte der gut ausgehöhlte Steig letzten Endes dazu bestimmt sein, den Gewitterbächen als Bett zu dienen? Der Nebel, der Regen und der Bach vereinigten sich hier zu besonders wirkungsvoller Zusammenarbeit.

Wir nähern uns. Wie Loge wird Zurbriggen bald mit dem Feuerzauber zu Werke gehen, um dann als geschickter „Maggimagiker“¹ einige gelbe Sandwürfel in Suppe zu verwandeln. Die Decken, die Strohlager, das Prasseln des Ofens — ich glaube bereits unter meinen durchweichten Kleidungsstücken ihre sanfte, einhüllende Wärme zu empfinden. . . .

Stimmen. Zwei Männer, die wie riesige Kellerasseln unter einer Felsplatte hervorgekommen sind, fangen eine Unterhaltung mit Loge an. Andere Wesen bewegen sich in größerer Entfernung

¹ „Maggicien“ im Original. Eine Anzahl Bergsteiger hegt den Wunsch, daß die Maggisuppen salzlos hergestellt werden.

unter anderen Blöcken; ich sehe auch ausgebreitete Planen, Kisten und einen erloschenen Herd. Und unsere Hütte?

Einige Balkenstücke stellen im Querschnitt im Nebel das Schattensbild eines Galgens dar . . . Die Stricke fehlen nicht. Ich hätte Zurbriggen gern aufgehängt, weil er mich durch seine Vorspiegelungen dem Heu der Martigschöpfe entrissen und bis an den Fuß dieses aufgeweichten Montfaucon¹ geschleppt hatte. Der Duft eines mit Schokolade gefüllten Eimers, ein Geschenk der Erbauer dieser Hütte — der Bau ist aber kaum angefangen — gab meinen Gedanken Gelegenheit, einen anderen Weg einzuschlagen. Man mußte jetzt die Schlafstätte einrichten. Eine gegen einen Felsen als Dach ausgebreitete Plane und eine Decke erledigten die Angelegenheit. Mögen die Arbeiter in der Person Ruppens, ihres Werkführers, hier den Ausdruck unserer Dankbarkeit finden. Trotzdem sie selbst sehr schlecht ausgestattet waren, hatten sie mit unserem Elend Mitleid und verstanden es zu mildern.

Die zu sehr glänzende Sonne hat unseren steif gewordenen Körpern ihre Weichheit wiedergegeben, als wir gegen 8 Uhr die Verbindung mit den Felsen aufnehmen wollen. Bei Punkt 2986 (Siegfried-Atlas) dringt der Südgrat mit den gelben Felsen seines mächtigen Fundamentes in das Weiß des Baltschiederfirns ein. Einige ins Eis gehackte Stufen haben uns in einem Umweg nach rechts an die Stelle gebracht, wo die Arbeit beginnt.

Zurbriggen hatte im Vorjahre den Grat einer Prüfung unterzogen. Ich wußte wie Zurbriggen, daß der Grat eine luftige Kletterei für uns bereit hielt. Er ist mit zahlreichen „Gendarmen“ gespickt, die stufenweise übereinandergestellt sind, ganz wie die Wirbel eines langen, ausgerichteten Rückgrates. Ein wichtigerer, hell gefärbter Turm zeigt zweifellos das Ende der Schwierigkeiten und die höchste Stelle des Grates an. Zum Übergang von diesem Turm zur Kammlinie Breithorn—Gredetschhörli müssen wenige

¹ Montfaucon ist ein Hügel in Paris, auf dem ehemals die Galgen standen. (D. H.)

Augenblicke genügen. Der Fels besteht aus schönem runzligem mit scharfen Kanten versehenen Gneiß.

Einige Überhänge sind allerdings nur einfache Wirkungen der Perspektive. Hoch oben auf der linken Seite wird uns eine parallel laufende, etwas graugetönte Rippe eine weniger ausgesetzte Ausflucht gewähren, falls die Gendarmen uns zu sehr aufhalten.

Ohne der Karte auch nur die geringste Beachtung zu schenken, schätzen wir den zu überwindenden Höhenunterschied auf höchstens 300 oder 400 m. Wir wissen auch, daß die Wände, von vorn betrachtet, immer übertrieben hoch aussehen. Aus dem so günstigen Gesamteindruck erwächst ein absolutes Vertrauen, daß wir bei unserem Unternehmen Erfolg haben werden. Das genügt uns nicht mehr: jetzt sind wir dabei, mit unseren Zeiss einen neuen Rückweg zu erkunden. Ganz links, mitten in der Westwand, werden sich ein Couloir und eine Rippe dafür eignen, ohne große Schwierigkeiten zu machen (Route Waldkirch-Schärer, 1923). Eine kurze Zeit lang hielten wir alle Probleme auf der Südseite des Breithorns für gelöst.

Die Annehmlichkeiten eines vollkommenen Wohlbefindens halten uns hier zurück, die wir auf einer Terrasse sitzen, die rechtwinklig die Ostseite des aufstrebenden Grates unterbricht. Wir lehnen uns mit den Rücken an die schon warme Mauer; unsere Blicke, die in der Ferne am Dom und Weißhorn haften, sind von der Klarheit eines wunderbaren Morgens erfüllt.

Wie am Matterhorn geht man ohne Übergang vom Wandern zum Klettern über, von ebenen Flächen zu senkrechten Linien. Am Südgrat des Breithorns aber wachsen die Schwierigkeiten, und die Anstrengungen werden größer. Hier gibt es keine leichten Übergänge wie am Matterhorn, die den infolge der ersten Klimzüge noch atemlosen Neuling beruhigen und auffrischen.

Das Spiel Mann gegen Mann ist ernst, schwierig, großartig. Als Antwort auf den sich aufbäumenden Grat müßten wir unsere Kräfte steigern. Ach, ich fühle es, daß, wenn der Geist auch willig, das

Fleisch doch schwach ist! Liegt es an der Müdigkeit der letzten Nacht, die wir in durchweichten Kleidungsstücken schlotternd verbringen mußten? Oder ist der Schokoladeneimer Schuld daran, der bis zum letzten Tropfen geleert wurde?

Eine kostbare Zeit vergeht, bis die Sache in Gang kommt, und als unsere Muskeln endlich normal arbeiten, liegt der Gletscher noch ganz nah, und an den Bergseiten hängen bereits tückische Regenwolken. —

Das Gestein befindet sich in ausgezeichnete Verfassung. So muß es aber auch sein, damit man mit dieser Folge von senkrechten Stufen, diesem sehr deutlichen Überhang, dieser zu glatten Platte fertig wird. Zurbriggen, dessen Hose nicht aus Saaser Loden besteht, findet mit seinem englischen Tuch nicht genügend Reibungswiderstand, um den Durchgang zu erzwingen. Ein langer Kamin löst die Schwierigkeiten. Während Zurbriggen ihn durchklettert, entwickelt er seine Ansicht über den Wert, den der Kamin im Vergleich mit den Hosenstoffen besitzt.

Gegen Mittag werden wir zu einer Umgehung nach links gezwungen, der einzigen während der ganzen Kletterei. Auf diese Weise kann ich einige Gendarmen photographieren, die eine ziemlich genaue Vorstellung vom Charakter des Grates übermitteln. Es sind aber nicht die steilsten und höchsten.

Ein mit Platten belegtes Band führt uns wieder auf den Grat; gegen seine linke Flanke zu bauen wir auf einer kärglichen Terrasse einen winzigen Steinmann¹ (den dritten). Seitdem sich von allen Seiten die Wolken erheben, hat unser Tempo zugenommen. Dieser Fortschritt entspricht aber mehr der Besorgnis und den schlechten Erinnerungen an den Vortag als einer wirklichen Begeisterung. Wir klettern nun schon lange, der Endgondarm befindet sich aber noch sehr hoch über uns.

Auf meinen Schultern stehend schwingt sich Zurbriggen von diesem Sprungbrett längs einer glatten und geraden Wand in die Höhe. Ich sichere einen seiner Füße mit dem Eispickel, ich versetze ihm

¹ So im Original (D. H.)



einen Stoß, Peter-Maria erreicht das bequemste Stück eines winzigen Risses, der senkrecht und linker Hand den obersten Teil des Wegestückes durchfurcht. Ich höre die Nägel heftig kratzen, ich bewundere einige neue Körperstellungen, Gesichtsverzerrungen, die an Dachtraufenköpfe erinnern, dann komme ich an die Reihe. Ich fühle, wie ich mit Ungestüm hochgerissen werde, unmittelbar nach oben und ohne mich irgendwie um die Lage der seltenen Stützpunkte zu kümmern. Einige Griffe gleiten unter mir vorüber, bevor ich mich überhaupt hätte auf sie stützen können.

Der Zustand des Gneißes wechselt dauernd. Wenn er aber auch weniger runzlich und fest ist, so zeigt er sich immer in außerordentlich steilen Schichten. Zu der dauernden Anstrengung, welche die Klimmzüge verlangen, gesellen sich gesteigerte Aufmerksamkeit und Vorsicht. All das geht nicht ohne Zeitverlust vor sich, und von allen Seiten tauchen plötzlich Ursachen auf, die uns zur Eile treiben.

Ein Überhang versperrt uns den Weg. Ihn zu umgehen ist unmöglich. Seilwürfe halten uns fast zwanzig Minuten auf. Der Wind, der sich erhoben hat, läßt die Würfe immer schwieriger werden, und die Ungeduld raubt uns jegliche Geschicklichkeit. Jeder Kletterer kennt die Feindseligkeit und die Empörung von Pickel, Seil und Rucksäcken, wenn man es eilig hat oder sich in Gefahr befindet. Peter-Maria verzichtet auf jeglichen Kunstgriff. Er steht jetzt auf einer flachen Platte, die in die Luft hinausragt und in ihrem Sitz durch einige kaum verkeilte Steine festgehalten wird. Von dieser beunruhigenden Grundlinie aus hat er sich, mit dem Rücken zum Abgrund, an die Spitze eines baufälligen Felsens angeklammert. Es glückt ihm, oberhalb des Überhanges aufzutauchen, und dann schwindet er aus meinem Gesichtsfeld. Ich höre den Kletterer aufs äußerste keuchen, die Nägel knirschen auf dem Gneiß. Grieß rollt und stürzt herab, der Staub macht mich blind. . . . Dann kommt eine grifflose, glatte Stelle an der Gratflanke — dann befindet sich am Fuße eines großen Gendarmen — wohl dem wichtigsten, wenn ich mich nicht irre — ein Tunnel, der den Grat durchbricht. Bei dem düsteren Wetter und dem wütenden Wind finde ich wenig Ge-

schmack an den Worten „leidliches Biwak“, die dieses Loch meinem Gefährten eingibt. Von unten gesehen schien der große Gendarm das letzte Hindernis zu sein. Wir bemerken aber in den treibenden Nebeln noch eine unendlich lange Reihe von Türmen. Hätten wir heute früh den Höhenunterschied nach der Karte geschätzt, wäre uns diese Enttäuschung erspart worden. Unsere Schätzung war auf jeden Fall zwei- bis dreihundert Meter zu gering. Die Zeit entflieht; nichts kündigt die Nähe der Kammlinie an. Es ist schwierig, diese Strecke zu beschreiben: der Nebel, der bisweilen bei einer Bö zwischendurch aufreißt, um sich dann um so dichter zusammenzuballen, führt uns in die Irre und verfälscht das richtige Bild des Grates. Die Furcht, abgeschnitten zu sein, gesellt sich zu der Sorge, die ein immer brüchiger werdendes Gestein verursacht. Bei schönem Wetter bietet dieser letzte Überhang zweifellos keine ernsthaften Schwierigkeiten. Die Möglichkeit, ihr Ende vorzusehen, soll den Anschein außerordentlicher Länge verringern.

Als wir endlich den Fuß auf den Hauptgrat setzen, der nach Westen zu zum Gipfel führt, nimmt unser Auge nur mehr eine einzige Farbe wahr. Alles ist in ein milchiges Grau getaucht und der Schnee der Nordostflanke mit dem Nebel eins geworden. Wir haben das Problem des Südgrates gelöst. Was die Gratlinie betrifft, so sind ihr schon andere Bergsteiger gefolgt. Wir begehen sie ohne Interesse, denn wir sehen dabei nichts mehr. Wenn wir nicht durch den Wind geschüttelt wären, würden wir wenigstens die Minderung des Kräfteinsatzes zu schätzen wissen; denn auf die Kletterei ist ein leichter Marsch gefolgt, nach den steilen und spitzen Türmen ein sanft abfallender Spazierweg.

Nach Zurbriggens Ansicht führte die einfachste Rückmarschroute über das Gredetschjoch (zwischen Gredetschhörnli und Nesthorn), den Gredetschgletscher, die Lücke und den Baltschiederfirn. Der größere Teil der Route war ihm bekannt. Wenn man die Wanderung auf dem Hauptgrat in Abzug bringt, hätte unsere Route, nachdem das Biwak mal wieder erreicht war, *grosso modo*¹, ein

¹ grob genommen (D. H.)

verlängertes Rechteck dargestellt. Nach ungefähr 16½ Stunden kommen wir wieder an der Verbindungsstelle der Grate vorbei, also etwa bei dem Buchstaben G des Gredetschhörnli auf dem topographischen Atlas.

Nachdem wir durch das Unwetter geschlagen waren und uns unterhalb des Nesthorns verirrt hatten, laufen wir lange in der zunehmenden Dunkelheit und dem dicken Nebel umher. Manchmal bekommt der weiche und vom Wasser durchhöhlte Schnee unter unseren Schritten Löcher. Dann befiehlt unser Instinkt eine entsprechende Bewegung, die uns der Spalte entreißt. Dann entdecken wir in der letzten Minute das rettende Joch, unternehmen einen beschleunigten Abstieg über die Felsen, laufen wie die Verrückten quer über den Gredetschgletscher beim sterbenden Lichte eines einzigen Kerzenstumpfes. Wir mußten auf eine Überschreitung der Lücke und auf die Rückkehr zur Baltschiederklause verzichten.

Zwei Stunden später schliefen wir mitten im Gredetschtal, nachdem wir, im Düstern tappend, hinabgestiegen waren, mit geballten Fäusten unter dem Überhang eines großen Blockes. Als wir an die Tür einer benachbarten Sennhütte geklopft hatten, war uns dieser Rivale des „Couvercle“¹ von der Hauswirtin, die sich wenig um unseren Empfang kümmerte, lebhaft empfohlen worden, dann hatte sie sich sogleich sorgfältig innerhalb ihrer vier Mauern verbarriadiert.

Früh am Tage, in dem Augenblick, in dem wir bei Regen wieder aufbrachen, hatte uns die beruhigte Berglerin eine Schale heißen Kaffee gebracht. Angesichts unserer gefräßigen Gier entschwanden ihre letzten Zweifel: diese beiden Männer waren trotz ihres geheimnisvollen Eintreffens — lange vorher hatte sich eine kleine Flamme hoch oben auf dem Gletscher tanzend bewegt — doch keine „Geister“².

¹ Das „Couvercle“ ist eine große Platte, die die gleichnamige Schutzhütte überdeckt, die am Fuße der Aig. du Moine bei Chamonix liegt.

² So im Original (D. H.)

II. ALETSCHHORN

ERSTE UNMITTELBARE BESTEIGUNG ÜBER DIE SÜDOSTWAND

Mein alpiner Feldzug hat im Jahre 1929 unter den Zeichen des Aletschhorns und des Matterhorns gestanden. Der erste dieser Berge ist für mich zum Sinnbild des Mißgeschicks geworden. Um mit seiner Südostwand fertig zu werden, waren nicht weniger als fünf Rückmärsche und ein Zeitraum von 14 Tagen nötig gewesen. Was das Matterhorn anlangt, so bot es mir durch ein eigenartiges Spiel des Ausgleichs am Furggengrat nur Lächeln und guten Empfang oder es fehlte wenig daran.

Die Südostwand des Aletschhorns beherrscht den Mittelaletschgletscher und liegt auf 8,5 km Entfernung dem Eggishorn gegenüber.

Außer einem kurzen Vorsprung bei der Kote 2507¹, mit dem ein von Spalten durchzogener Streifen verbunden ist, steigt der Mittelaletschgletscher sehr sanft von seiner Verbindung mit dem Großen Aletschgletscher bis zu etwa 2700 m Höhe an. Darüber reckt er sich immer steiler in die Höhe, in ein Labyrinth von Spalten und Seraks zerlegt, deren unmittelbare, immer lange Überschreitung in gewissen Jahren gegen Sommerende sich als schwierig oder sogar unmöglich erweisen kann.

Mit Ausnahme von einem schrägen und stark geneigten Schneestreifen, der an den oberen Teil des Südostgrates angrenzt, und einer etwas tiefer und nach Osten zu gelagerten Schulterwehr, besteht diese Wand des Aletschhorns ganz und gar aus Felsen. Auf fast allen Lichtbildern sieht man indessen, daß die Wand weiß getüpfelt oder gestreift ist, ein wertvolles Merkmal für meteorologische Verhältnisse, die vielleicht an diesem Berge eine Sonderheit darstellen.

¹ Im S. A. 2567 (D. H.)

Steilrinnen und Rippen bringen Unruhe in die Wand, die fast 700 m hoch ist. Der Gletscher wirft mehrere Schneezungen in die Wand, die die Couloire unten ausfüllen.

Der Grat links — vom Mittelaletschjoch bis zum Gipfel — macht, von der Seite gesehen, einen stark abfallenden Eindruck. Sein erster Sprung erschöpft sich an einem spitzen Gendarmen, dem Punkt 3906 des Siegfried-Atlas. Dann schwingt er sich ohne nachzulassen bis zum Gipfel wieder auf. Dieser Grat wurde im Jahre 1898 von Wilson, Wicks, Bradly und Kesteven erstiegen.

Ganz anders ist die rechte Seite der sehr unförmlichen Wand, Auf die Felswand folgt eine riesige, fast immer mit Schnee bedeckte und von zwei „Rognons“¹, wie man in Chamonix sagt, durchbrochene Eiswand. Höhe und Neigungswinkel nehmen allmählich in der Richtung West-Ost ab. Sie gewährt in einiger Entfernung, völlig begehbar, Zutritt zum Aletschsattel. Hier kommen die Seilschaften durch, die sich vom Jungfrauhotel, das am Ostfuß des Eggishorns liegt, auf das Aletschhorn begeben. Trotz ihrer Schönheit und obgleich es keinerlei Schwierigkeiten gibt, wird die Besteigung selten ausgeführt. Sie ist sehr lang; der 9,5 km langen Horizontalentfernung sind zu Anfang und am Schluß zwei beachtliche Umwege hinzuzufügen. Manchmal hat man allerdings in der Nähe von Punkt 2091 (Siegfried-Atlas) am linken Ufer des Gletschers am Fuße des „Kleinen Dreieckshorns“ biwakiert. Aber mehrere Besteigungen sind deswegen mißglückt. Jeder Mensch kann sich eben nicht der Kälte und Schlaflosigkeit anpassen. Warum hat es der Schweizer Alpen-Club abgelehnt, an dieser Stelle eine Hütte zu errichten? Dieser bereits alte Plan verdiente, wieder hervorgeholt zu werden, zumal auch der günstige Standplatz gesucht und gefunden worden ist.

Es war nicht der Wunsch, eine kürzere oder noch leichtere Route ausfindig zu machen, der mich antrieb, die Südostwand zu erklettern. Ganz im Gegenteil war ich darauf gefaßt, daß diese „Ver-

¹ Rognon = Felsinsel, s. Mont Blanc-Führer des Ö. A. K., Wien 1913 (D. H.)

kürzung“ einen Zuschuß von Kräften, Gefahr und einen ernsthaften Zeitverlust bedingen würde.

Es war ein schwerer Fehler, daß ich mich nicht im Hotel Jungfrau zwischen Eggishorn und Fiesch untergebracht hatte. Viermal kam ich von Zermatt¹, wo ich mein Hauptquartier aufgeschlagen. An die Gunst des Wetters gewöhnt — bis jetzt war ich als Schoßkind behandelt worden —, hatte ich nicht daran gezweifelt, daß gewisse angemeldete Wetterstürze auf das Gelingen meines Planes warteten, um dann die Schweizer Grenze zu durchbrechen.

Der erste Versuch auf die Südostwand des Aletschhorns wurde bereits an der Stelle aufgehalten, wo sich der Große Aletschgletscher und der Mittelaletschgletscher vereinigen, die beiden nächsten, ab ovo, beim Aufstehen aus dem Bett, der vierte wurde sehr weit, wenn auch nicht bis in eine sehr große Höhe vorgetrieben. Nach einem verlängerten Kampf mit Seraks und Spalten, mußte man in 500 m Horizontalentfernung vom Fußpunkt der Felsen umkehren.

Aus so vielen vergeudeteten Tagesmärschen entwickelten sich folgende Tatsachen:

1. Wir wußten jetzt, daß es, um den Großen Aletschgletscher vom Märjelensee bis zu seiner Verbindungsstelle mit dem Mittelaletschgletscher zu überschreiten, darauf ankommt, nach oben zu einen sehr großen Bogen zu beschreiben.

2. Mit Rücksicht auf einen Nachtmarsch war die höllische Moräne, die den Zusammenfluß der Gletscher erschwert, von uns mit Steinmännern bezeichnet worden.

3. Wir hatten gelernt, daß der Mittelaletschgletscher während der ersten, 3,5 Kilometer langen, Strecke in der Mitte bestiegen werden muß.

4. In diesem Jahre war es für einen direkten Marsch von Kote 2700 bis zur Wand nötig, einem Bogen mit sehr großem Halbmesser nach Osten zu den Vorzug zu geben.

Es war zur Stunde mehr wert, sich mit weniger wichtigen Bergen

¹ Mit Kaspar Mooser, gen. Kaspi, Führer aus Täsch (Zermatter Tal).

zu beschäftigen . . . und Erfolg zu haben. Am Egginerhorn¹ wartete ein Problem auf seine Lösung. Mit Seilen und Trugbildern bepackt entwarfen wir eine wunderliche Route, die bei grauem Himmel in der Westflanke ihren Anfang nahm, sich schraubenförmig bei einem wütenden Wind fortsetzte und auf der Südostwand endigte, während die Wolken auf uns herabsanken. Diese teilweise neue und im ganzen stumpfsinnige Besteigung ist nur eine Verstümmelung unseres anfänglichen Planes. In ein Loch dicht beim Gipfel hingekauert, mit durchweichten, mit Zeitungen vollgestopften Hosen, warteten wir lange — vergeblich — auf eine Aufklärung für den Abstieg.

Das Ende des August näherte sich, und noch stand kein „Vier-tausender“ auf der Liste. Die Reisen von Zermatt bis Eggishorn hatten fast alle Schönwettertage völlig in Anspruch genommen. Mit dem Vertrauen war auch das Training verschwunden. Ein städtischer Bürokrat hätte mir Bälle vorgegeben².

Plötzlich wurde alles anders. Am Sonntag, dem 25. August, ging die Sonne bei klarem Himmel auf und unter. Am 26. August findet uns, d. h. Mooser und mich, die Morgendämmerung am Fuße des Couloirs zum Teufelsgrat. Wir erklettern den jungfräulichen Grat, der, im Osten an die Südwand des Kienhorns angrenzend, das untere Ende des genannten Couloirs an seinem Ursprung beherrscht. Dann folgen Schlag auf Schlag in acht Tagen die Eroberung des Aletschhorns über seine Südostwand und der Abstieg über den Furgengrat am Matterhorn.

Am Mittwoch, dem 27. August, wachen wir munter und gesund auf. Die Kletterei des Vortages, am Grate des Kienhorns entlang, hatte unseren Muskeln ihre Geschmeidigkeit wiedergegeben. Die Natur und wir selbst, alles hatte sich geändert. Die leichte Luft machte uns munter, wie es Champagner zu tun pflegt. Die Umrisse der Berge erscheinen in der Ferne verwischt, zurückhaltend und dunstig.

¹ Bei Saas-Fee

² Vendu des points = Ausdruck im Billardspiel, bedeutet = zuvorgetan (D.H.)

Der Zug ist sogar erneuert worden, seine Lokomotive wenigstens. Heute werden wir zum ersten Male auf elektrischem Wege bis Visp geschafft werden. Die elegante Maschine behandelt uns nicht grob wie ihre alte, asthmatische und leichterzürnte Dampfschwester. Welch eine Weichheit, Welch ein Wiegen in den Kurven ... Und tatsächlich, kein Stoß wird heute dem Gepäcknetz irgendeinen dicken Sack entreißen, um ihn auf den Schädel eines eingeschlummerten Mitreisenden zu werfen.

In St. Niklaus pflücken wir bei der Durchfahrt in der Person Linus Pollingers eine der Blüten der Dorfjugend. Er hat uns bei dem letzten Versuch auf das Aletschhorn begleitet, und morgen werden wir sehen, ob er des Namens, den er trägt, würdig ist.

Visp. Kurz bevor das Zeichen zur Abfahrt nach Brieg ertönt, stellt Mooser fest, daß sein Seil fehlt. Er hat es im Zermatter Zug vergessen¹. Pollinger stürzt fort und kommt sogleich wieder. Was für ein Schlaukopf! Aber er bringt das Seil nicht mit ... Der gewissenhafte Schaffner hat den Wagen bereits zugeschlossen, der übrigens ebenso leer ist wie ein gewisser Geldschrank berühmten Angedenkens. Wir lassen Pollinger in Visp mit dem Auftrag, das Seil wieder zu besorgen und uns in Brieg mit dem nächsten Zug zu treffen.

Im Bahnhof von Brieg ein großer Zustrom von Reisenden. Es erscheint mir dringlich, zum Jungfrauhotel hinaufzusteigen, um dort unsere Quartiere vorzubereiten. Ich schleiche mich auch aus Moosers Gesellschaft fort und lasse mich durch den Furkazug bis Fiesch befördern.

Auf dem sehr steilen, weißglühenden Maultierpfad ist mir ein geschwätziger Einheimischer auf dem Fuße gefolgt. Ich ahne es, daß er sich in einem lasterhaften Kreis befindet; der Wein macht ihn redselig und seine Reden machen ihn betrunken. Ohne Bedauern sehe ich ihn in der Trinkstube der auf halbem Wege gelegenen Herberge verschwinden.

¹ Damals ging die Schmalspurbahn noch nicht bis Brieg durch (D. H.)

Als ich aus dem Wald heraustrete, legt sich eine Wolke zwischen die Sonne und mich. Ihr Schatten ist sicher auf den kahlen und steilen Rasenhängen nicht zu verschmähen. Ich habe aber bei jeder meiner Reisen nach Eggishorn eine solche Wolke gesehen, und immer hat es dann am nächsten Tage geregnet. Zwei Gegenwinde streiten sich diesmal um die Wolke und versetzen sie in eine kreisende Bewegung.

Um 17 Uhr kommen Mooser, Pollinger und das Seil an. Die Wolke ist größer und dunkler geworden. Dennoch bleibt noch viel Blau am Himmel.

Um Mitternacht Wecken. Schwarze Wolken ziehen über einen trüben Hintergrund, an dem selten entgoldete Sterne blinzeln. Wieder einmal ist mein Stern für mich nicht aufgegangen. Mooser ist skeptisch, und das Barometer stellt sich nicht bloß. Soll man aufbrechen, um unverrichtetersache zurückzukommen, sich von neuem als „der Herr, der das Wetter verdirbt“ behandeln lassen? Ah, aber nein! Lieber 24 Stunden warten! Soviel Standhaftigkeit wird nicht verfehlen, das steinerne Herz von Jupiter Pluvius zu rühren.

Wenn nicht, werde ich — und für immer — diesem Bösewicht von Aletschhorn den Rücken kehren.

Als ich gegen 7 Uhr frühstückte — der Himmel war klar, das Barometer stand hoch — hörte ich an einem Nachbartisch meinen Namen erwähnen.

„Zu welcher Stunde ist Herr Blanchet abmarschiert? Kann ich den Gipfel des Eggishorns so rechtzeitig erreichen, daß ich seine Besteigung verfolgen kann?“ Man stellte mich vor, ich kam mir beschämt und lächerlich vor. Zwei Stunden später betrachtete ich vom Gipfel des Eggishorns mit Fräulein S. meinen frechen Feind. Es war ein prachtvoller Tag, gerade einer von denen, den man hätte ausnutzen müssen.

Ich stieg sehr früh in mein Zimmer hinauf, um zu schlafen. Ein

Roman von Georges Ohnet, den ich in der Hotelbücherei entdeckt hatte, verschaffte mir einen tiefen Schlaf. Er war so tief, daß es sogar dem Eintreffen zweier Schulen nicht gelang, ihn zu stören. Und dabei sagt man, daß Jules Lemaître¹ Georges Ohnet in letzter Instanz verurteilt hat!

23.30 Uhr weckt mich der Pförtner: „Das Wetter ist nicht gut, Herr!“ Ich stürze ans Fenster. Überall Wolken, die darauf abzielen, sich wieder zu treffen und miteinander eins zu werden. Auf der Terrasse vor dem Hotel traf ich einen Mooser, wie ich ihn nicht kannte. Seine Engelsgeduld, sein unveränderliches heiteres Wesen haben einer traurigen Niedergeschlagenheit Platz gemacht. Aber heute Nacht bin ich wie ein Spieler, der eine Beute seiner Leidenschaft ist. Jeden meiner Einsätze habe ich verloren und bin entschlossen, mein Schicksal auf einen einzigen Zug auszuspielen. „Kaspi, diesmal werden wir gehen, koste es, was es wolle.“ Bevor wir in den Speisesaal eindringen, die übliche Unterhaltung mit dem Barometer. Überraschung! Es ist um zwei Striche gestiegen. Man schüttelt es. Der Zeiger steigt.

15 Minuten nach Mitternacht schlagen wir mit ausgelöschten Laternen den Märjelenweg ein, den wir zu gut kennen. Übrigens werden wir dabei bis zum See bald wie am hellen Tage sehen können: aus der Reihe der Wolken, die jeden der Gipfel der Grenzkette bedecken, fangen fast ununterbrochen Blitze an, herauszuspringen.

Es würde grausam sein, dem Leser den eintönigen Bericht über einen sehr langen in der Dunkelheit stattfindenden Marsch als Strafe aufzuerlegen. Einen Augenblick lang bemerken wir das mächtige Leuchtfeuer vom Jungfrauoch. Dank der acht Kilometer Entfernung scheint es in gleicher Höhe zu strahlen wie ein Stern erster Größe, der auf die Erde herabgestürzt ist.

Das Gewitter, das in der Umgebung grollte, hat uns verschont und zerstreut sich langsam.

¹ Lemaître hat in einer grausamen Rezension den Schriftsteller G. O. vernichtet (D. H.)

5.50 Uhr erreichen wir etwas oberhalb der Kote 2700 — gegen den Buchstaben M des Wortes Mittelaletsch zu — die Stelle, wo der bis jetzt so wenig geneigte Gletscherhang sich plötzlich aufrichtet.

Bei unserem ersten Versuch hatten wir von hier aus die Richtung unmittelbar auf den Fußpunkt der Südostwand eingeschlagen. Märsche und Gegenmärsche, berechnete Sprünge, Seilkunststücke auf winzigen durchbrochenen Graten, Stufenschlagen in meergrünen und leuchtenden Wänden, hatten wir da vorgefunden und wiederholt, insgesamt also alle Übungen des „Gletschermannes“¹. Und wer weiß es, ob die Route weiter oben nicht durch irgendeine riesige Spalte versperrt war? Von Nebeln umhüllt hätten uns nur die auf einer dünnen Lage Firnschnee hinterlassenen Steigeisen-spuren den Rückweg bezeichnen können. In anderen Jahren oder bei einer weniger vorgeschrittenen Jahreszeit soll zwischen dem Aussehen dieser Stellen ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht sein.

Wir versuchen lieber, dies Spaltenlabyrinth rechter Hand zu umgehen als darin unterzutauchen. Hierzu muß man anfangs einen Quergang in Richtung Aletschjoch machen. Auf dem ziemlich schwierigen Abhang, der ganz nach Süden gerichtet ist, ist das apere Eis glücklicherweise sehr runzlich.

Nach dem Imfeldpanorama — das Urstück ist der Stolz des Speisesaales im Jungfrauhotel — trägt dieses Gletscherstück den Namen Ahrengletscher; der topographische Atlas kennt jedoch diesen vielleicht ungebräuchlich gewordenen Namen nicht. Schnell kommen wir höher und gelangen in weniger als einer Stunde bei herrlichem Wetter in 3100 m Höhe, wo das Eis unter einem Mantel von Firnschnee verschwindet. Wir seilen uns an. Moosers Spürsinn hat uns gut bedient; von nun an hindert uns nichts mehr, unmittelbar auf den Fuß des Aletschhorns hinzuhalten.

¹ glaciériste im Original

Auf diesem nach Westen gerichteten Marsch finden wir tatsächlich nicht das geringste Hindernis. Er wird erst sein Ende an der Stelle finden, wo er sich mit einer Geraden, die vom Gipfel herabkommt, schneidet.

Wir gehen längs der Grundlinie der großen Eiswand entlang, die mehrere hundert Meter hoch und von zwei Felsinseln¹ durchsprengt ist, von denen am Anfang dieses Kapitels gesprochen worden ist. Hier, d. h. auf dem steil abgeschrägten Hang zwischen der westlichsten Felsinsel und der Felswand des Aletschhorns, hat das Unglück des Jahres 1912 stattgefunden, als eine in Not befindende Seilschaft sich hier ihren Weg zu bahnen suchte. Dr. Jenny hat unter der Überschrift „Letzte Fahrt“ den „Hochgebirgswanderungen“ von Andreas Fischer den Bericht über eine Beiwacht, die bei einem Orkan in einem Schneeloch zugebracht wurde, und über den Unfall beigefügt. Der verzweifelte Abstieg der Überlebenden ist darin in packender Weise erzählt worden. Lediglich der Bericht von Frau Neruda über den Tod ihres Gatten, der vor ihren Augen an der Fünffingerspitze abstürzte, ist noch packender (1. Kapitel des Buches „Bergfahrten“ von Norman Neruda).

Am Fuße desselben Abhanges ist eine Lawine zum Stillstand gekommen. Überrascht bleiben wir vor der vollkommen geometrischen Form stehen, die die riesige aus zusammengepreßtem Schnee bestehende Masse bildet; vor uns liegt ein auf dem Gletscher verankerter Schiffsrumpf, dessen Achterteil auf uns zugerichtet ist und völlig naturgetreu wirkt. Was wir in diesem Augenblick sehen, haben wir noch niemals gesehen, und das wird auch niemals wieder der Fall sein.

Wir entfernen uns von diesem phantastischen gestrandeten Wrack, und bald zieht die große Felswand des Aletschhorns unsere ganze Aufmerksamkeit wieder auf sich.

Eine halbe Stunde lang machen wir unter uns bedrohenden Seraks einen Vorstoß quer durch angehäuften Eisplatten, die bei

¹ s. Rognon

ihrem Sturz zerbrachen und durch den Frost wieder zusammengekittet sind. Acht Stunden marschieren wir nun bereits ohne Rast. In einer edlen Anwandlung von Nächstenliebe kommen wir in Anbetracht des achtzehnjährigen Pollinger zu dem Entschluß, daß eine Mahlzeit nicht länger aufgeschoben werden könnte. Als Käse und Eier in Erscheinung treten, bin auch ich mit einem Male nicht älter als achtzehn . . . wenn man das Lebensalter nach dem Appetit abschätzt. Wir machten in unsere Vorräte ein riesiges Loch.

Eine große Rippe, die sich sehr deutlich abhebt, teilt die Südostwand in zwei ungleiche Stücke. Diese Rippe, die scharf rechts von der senkrechten Falllinie des Gipfels liegt, endet in einer Schulterwehr des Ostgrates.

Weiter nach Osten zu hängen Seraks über die Ostwand über. Dieser gefährliche Behang hat im Jahre 1928 James W. Alexander und Oskar Supersaxo durchkommen lassen: nachdem sie von einer Beiwacht am Fuße des Kleinen Dreieckshornes aufgebrochen waren, haben sie über die rechts von der Rippe liegenden Felsen den Ostgrat erreicht, dem sie dann bis zum Gipfel gefolgt sind. Die Rippe entsendet an ihrem Fuße eine vorspringende Felsnase auf den Mittelaletschgletscher.

Links von der großen Rippe erstreckt sich der Wandteil, den der Gipfel beherrscht und vermittels dessen wir damit rechnen, höher zu kommen. Andere Rippen, Steilrinnen und Bänder bilden hier ein verzwicktes Ganzes und im höheren Teil eine durch eine schräge und von links nach rechts ansteigende Faltung hervorgerufene Verdrehung. Ganz in entgegengesetzter Richtung und die Wand im Westen begrenzend steigt eine fürchterliche steile Rippe vom Gletscher bis zum 3966 m hohen Gendarmen empör. Sie wartet noch auf ihren Sieger.

8.35 Uhr brechen wir wieder auf. Infolge der ruhigen Luft ist es bereits außerordentlich heiß. Der Schnee trägt weniger gut. Um 9 Uhr stehen wir an einem riesigen Bergschrund. Infolge der Steilheit des Hanges hat ihn seine wulstartig aufgebaute Unterlippe uns verborgen. Vergeblich suchen wir nach einer Brücke. Nach links

zu, in 50 m Entfernung, entdecken wir wohl mehr als eines dieser gebrechlichen Bauwerke, die mit kühner Nachlässigkeit über den Abgrund geworfen worden sind. Ein schräges Band gestattet uns, in die Spalte hinabzusteigen, die an dieser Stelle hermetisch durch eine Lawine verstopft ist, die sie fünf bis sechs Meter tiefer als die beiden Lippen ausfüllt. Ein Riß in der entgegengesetzten Eiswand läßt sich ganz wie ein Felskamin erklettern.

Als wir nach zwanzig Minuten wieder aus dem Schatten aufgetaucht sind, machen wir auf dem steilen Hange die Feststellung, daß der Schnee noch weicher geworden ist. Unsichtbare Steinchen schwirren uns um die Ohren. Doch eine halbe Stunde geht noch dahin, bevor wir an den Felsen stehen. Sie sind so steil, daß wir in der Hoffnung, dadurch Zeit zu gewinnen, der Schneezunge folgen, die sich in einer der Steilrinnen am höchsten hinaufzieht. Das Gefälle macht das Vorwärtstommen auf dieser jeder Festigkeit entbehrenden Unterlage, die bei jedem Schritt nachgibt, sehr mühsam. Die Steinschlaggefahr nötigt uns dazu, die über uns befindliche Steilrinne ständig zu überwachen. Es erhebt auch keiner von uns Widerspruch, als ein unüberschreitbarer Schrund uns gegen die Felsen drängt.

Kaum sind wir dort angelangt, als ein Steinhagel herabstürzt. Langsam beruhigt er sich und strömt schließlich regelmäßig wie ein Bach dahin.

Zur Ausrüstung des Bergsteigers fehlen noch Helm und Schild, die die Angreifer von Festungen einst den Bruchsteinen, dem kochenden Öl, dem geschmolzenen Blei entgegenstellten, die oben von den Zinnen herabgeschüttet wurden. Öl und Blei bleiben uns wenigstens erspart. Sie würden übrigens auch Zeit haben, sich unterwegs abzukühlen. Das Aletschhorn besitzt aber unerschöpfliche Reserven an Wurfgeschossen. Dicht an die Wand gedrängt, sehen wir uns vor. Einige Abpraller lassen in uns eine atavistische Beweglichkeit wach werden, und sogleich fegen wir dann durch einige enge Risse, in die lediglich Hände und Füße eindringen können. Wenn uns ein Naturforscher bemerkt hätte, würde er

sicherlich auf die Entdeckung von drei Exemplaren des berühmten „missing link“¹ erkannt haben, nach dem bis jetzt in Java geforscht wurde — so rasend schnell ging unsere Flucht vor sich.

Die helle fast weiße Farbe und die Körnung des Gesteins, das noch steiler ist, erwecken Erinnerungen an gewisse Klettereien an den Wänden des Whympercouloirs an der Aiguille Verte. Das Abfließen der Steinbäche dauerte länger als zwanzig Minuten. Sie springen in der Mehrzahl über den Schrund und durchlöchern den dicken und weichen Schnee wie einen Schaumlöffel. Ungefähr vor Beendigung dieser Munitionsverschwendung überschreiten wir einen kleinen Absatz (9.15 Uhr), der in gleicher Höhe mit der höchsten Stelle der Schneezunge liegt. Dann schneiden wir, nach links querend, zwei Nebencouloire, die auch den Steinschlägen ausgesetzt sind.

Auf den Granit von Chamonix folgt eine ausgedehnte, dunkelgefärbte, sehr brüchige Felsschicht, bei der es sich darum handelt, nichts zu zerbrechen und nichts in Unordnung zu bringen. Listig und mißtrauisch betastet man zehn brüchige Griffe, bevor man einen zweifelhaften und fernen Stützpunkt entdeckt. Dann steigt man, sich leicht machend, ohne zuzupacken wie die Raupen etwas in die Höhe.

Wir hätten bei der Prüfung Erfolg gehabt, die den Straßenräubern des Wunderhofes² auferlegt wurde: jeder von uns hätte die Taschen des berühmten mit Schellen besetzten Gewandes leeren können, ohne eine einzige Schelle tönen zu lassen. Um 10.35 Uhr fassen wir Fuß auf einer Rippe, die nach rechts zu die Richtung auf den Gipfel einzuschlagen scheint. Letzteren zu sehen ist unmöglich. Eine vorhergehende Prüfung der Südostwand vom Mitteldreieckhorn würde uns trotz der schrägen Lage einen Dienst geleistet haben.

Die außerordentlich festen Felsen unserer Rippe sind ebenso runzlig wie die der Gendarmen des Südlenz-Nadelhorngrates, wo

¹ Das fehlende Glied in der Kette zwischen Mensch und Affe. (D. H.), 10

² So im Original (D. H.)

sich bei geringen Spesen — jede Tarifrage ist beiseite gestellt — jeder der Vorstellung hingibt, ein glänzender Kletterer zu sein. Eine halbe Stunde lang kommen wir schnell voran. Manchmal erkennen wir zwischen unseren Beinen den Fuß der Wand oder die höchste Stelle des Gletschers, den hie und da der Steinschlag des Aletschhorns beschmutzt hat. Schon bereiten wir uns wie die Jäger darauf vor, das Bärenfell zu verkaufen, bevor wir das Tier getötet haben, als sich die Rippe jenseits einer kleinen Schulter plötzlich aufbäumt. Hier befinden wir uns fast in der Senkrechten und hissen uns auf einer 20 m langen Strecke langsam in die Höhe. Dann kommt eine ganz gerade Wand, ohne Griffe und ohne Risse. In solchen Fällen gibt es immer irgendein Band, um das Hindernis zu umgehen. Es genügt, wenn man gut sucht. Das Band, das wir ausfindig machen, ist glatt, schmal und nach außen geneigt, und verläuft nach links. Eine Felsverschneidung riegelt es nach einigen Metern ab. Hinter dieser Verschneidung befindet sich die Lösung des Problems — oder die Niederlage.

Die Lösung erscheint in Form eines Couloirs, das parallel zur Rippe verläuft, in dem Schneeflocken haften, die durch eine Rinne untergraben sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach ruht dieser Schnee auf einem plattenartigen Untergrunde, der glatt wie ein Dach ist. Zwischen Band und Couloir befindet sich eine senkrechte Wand, die man nur vermittels eines schrägen Abstieges überschreiten kann, wobei alles vom Zustand der seltenen und weit auseinanderliegenden Griffe abhängen wird. Dieser Quergang bedeutet den „Schlüssel“ zu unserer Route. Die Arbeit wird ruhig und genau ausgeführt, wobei sich alle gleichmäßig benehmen und dieselben Stützpunkte benutzen.

Endlich hat sich die Seilschaft am Rande des Couloirs wieder zusammengefunden, das, meiner Treu, einen wenig verbindlichen Eindruck macht. „So, jetzt“¹, sagt Mooser in einem Ton lebhafter Befriedigung, gerade als ob wir auf eine große Straße herausgebrochen wären und jegliche Sorge hinter uns gelassen hätten.

¹ So im Original (D. H.)

Ich habe mir sagen lassen, daß der Knöchel des Bergbewohners einen größeren Spielraum besitzt als der des Bewohners der Ebene: er kann den Winkel sogar, ohne ein Kletterer zu sein — den Winkel zwischen Zehen und dem Bein mit einbegriffen —, viel weiter auf- und zumachen. Und ich bemerke in der Tat, daß Mooser auf diesen glatten Platten seinen Fuß fast immer in der Hangrichtung hält, während ich ihn jeden Augenblick quer stellen muß. Weiter oben verringert sich der Neigungswinkel um einige Grade. Das genügt, um aus der mißlichen Kletterei einen leichten Weg zu machen.

Das Couloir teilt sich jetzt in zwei gleichlaufende Kanäle. Wir entscheiden uns für den rechten, an dessen linkem¹ Rande wir weitergehen. 12.15 Uhr zeigt uns ein Rückblick, daß der Gendarm 3966 sich auf gleicher Höhe mit uns befindet.

Diese Feststellung dient als Ausgleich für den beunruhigenden Eindruck, den dicke von Osten nach Süden ziehende Wolken hervorrufen. 12.40 Uhr. Wir packen rechter Hand wieder die getreue Rippe an, die uns auf alle Fälle den Steinschlägen entzieht. Fünfzehn Minuten gesunder Kletterei bringen uns zu einem für eine Rast geeigneten Pfeiler. Zehn Minuten Ruhe: das ist der zweite Halt seit dem Jungfrauhotel, der letzte vor dem Gipfel.

Jetzt beherrscht uns der Ostgrat nicht mehr. Nach einer weiteren etwa fünfzehn Minuten dauernden Kletterei queren wir, anstatt den Grat an seiner Verbindungsstelle mit der Rippe erreichen zu wollen, nach links, und bald treffen wir quer durch leichte Felsen im spitzen Winkel auf ihn. Auch der Südosthauptgrat hat sich stark genähert, und die Stelle, wo er sich mit dem Ostgrat schneidet — der Gipfel — soll nicht mehr fern sein. Wir stellen seine Lage etwas jenseits einiger Felsen fest, die sich auf 100 m Entfernung auf dem Grat aufbäumen. Für uns ist das Aletschhorn besiegt, der Kampf schon beendet. In einer heiteren Gleichgültigkeit betätigen wir uns daher weiter als Faultiere.

¹ Rechts, links, im Sinne des Anstiegs und nicht im orographischen Sinne

Ohne seine Farbe zu ändern, hat sich der Schnee des Grates in Eis verwandelt, in glanzloses und undurchsichtiges Eis, das völlig von dem blauen, glatten und glänzenden Eis verschieden ist. Man braucht wenigstens nicht für jeden Schritt eine Stufe zu hacken. Mooser ist dagegen, daß wir unsere Eckensteineisen anlegen: „Das bleibt nicht dauernd so, und die Zeit, die wir mit dem Anlegen der Eisen verlieren, wird genügen, um von neuem auf Schnee zu gelangen.“

Aber jenseits der Felsen dehnt sich der Grat aus, und erst einige Meter vor dem Gipfel findet man wieder Schnee. Fast eine halbe Stunde haben wir für das Spiel mit dem Pickel verwendet, um eine Strecke zu belegen, die wir mit den Eckenstein in 5 Minuten überwunden hätten.

Endlich hören wir 14,15 Uhr mit dem Steigen auf.

Zum zweiten Male erreiche ich die höchste Stelle des Aletschhorns und beide Male auf einer neuen Route. Im Jahre 1925 waren wir, d. h. Mooser, der junge Rubi und ich am 9. August von Pavillon Cathrein in Concordia aufgebrochen, um die Nordwand zu bezwingen. Auf diesem schönen Eisstrom, der wunschgemäß verschneit war, hielten Seraks die zum Abrutsch bereiten Massen auf, etwa so wie die Mauern¹, die von unserem Forstdienst auf den hohen kahlen Hängen errichtet sind. Unser Interesse konzentrierte sich auf eine riesige Spalte, die oft unüberschreitbar sein soll.

Eine Schneemasse bäumte sich wie ein riesiger Kegel in ihr auf, ein richtiger Berg in dem klaffenden Schlund. Doch genügten einige Augenblicke dazu, um das Problem zu lösen. Auf der Oberlippe dieser Spalte führte ein langes, ebenes und breites Band schräg nach oben, das weniger steil war als die äußere Rampe der Oper in Paris, über die die Pferde Napoleons III. bis zur Höhe der kaiserlichen Loge hinaufstiegen. Unser Rückweg hatte über die Haslerippe stattgefunden. Heute läßt uns der Abstieg nach Belalp eine vierte Route am Aletschhorn kennenlernen, die übrigens sehr praktisch und sehr leicht ist.

¹ Gegen Lawinengefahr (D. H.)

Lange verweilen wir auf dem Gipfel und betrachten sorglos die metallisch glänzenden Kumuluswolken, die wie die Ballone eines Gordon-Benett-Rennens ausgerichtet und aufgebläht dastehen und zum Abflug bereit sind. In unsere Genugtuung über unseren Erfolg mischt sich ein Gefühl der Befreiung. Kein Wecken vor Mitternacht, kein Zaudern vor einem unerforschlichen Wetterglas ...

Keine Rückmärsche mehr nach Zermatt — wie bisher unverrichteterdinge — keine Vorbeimärsche vor den Portiers, die sich in Reih und Glied aufgestellt haben, vor den Führern, die über die Mißerfolge immer so gut unterrichtet sind!

Aber schon flattern unsere Gedanken vom Aletschhorn fort, das der Vergangenheit angehört. Jenseits der Rhone bleiben die Gedanken an den Überhängen eines gewissen berühmten Grates hängen, auf den Guido Rey seine Hoffnungen setzte, um den er gekämpft und gelitten, und den er beinahe besiegt hat.

Die Ballone haben sich in den viel zu blauen Himmel erhoben. Das „Alles Loslassen“ hat im Westen scheinbar Widerhall gefunden, und wenn wir dem Gewitter entgehen wollen, muß man sich allem Anschein nach beeilen. Um 14.45 Uhr brechen wir auf.

Mit einem Sprung in die Tiefe sei es mir gestattet, den Leser bis zum Oberaletschgletscher mit zu ziehen, dann mit einem weiteren Sprung, der in die Länge geht, bis zum Hotel Belalp.

20.15 Uhr trafen wir auf sein Tor bei Donnergetöse, vom Regen geschlagen, von den Blitzen geblendet.

III. MATTERHORN

ERSTER VOLLSTÄNDIGER ABSTIEG ÜBER DIE ÜBERHÄNGE DES FURGGENGRATES¹

In der Zermatter Gegend sind „Abseilmanöver“ nirgends unbedingt erforderlich. Ich habe übrigens über die verächtliche Bemerkung eines Lokalführers berichtet, den keine Anstellung zu den Aiguilles von Chamonix hingeführt hatte: „Gut für Chamonix, Eure Kniffe! Unsere Wände hier sind zu hoch!“ Trotzdem kann auch in Zermatt die Abseiltechnik ihre schönste Verwendung finden.

Begeistert von einem luftigen Seilkunststück längs senkrechter oder überhängender Wände habe ich es oft bedauert, mich während meiner Aufenthalte im alten Praborne² mit einer Route begnügen zu müssen, die „mir“ am kleinen Riffelhorn „vorbehalten ist.“

Ich weiß nicht, welche Äußerungen Moosers an einem schönen Sommertage im Jahre 1929 plötzlich einem dunklen Winkel in meinem Gehirn Erleuchtung brachten.

Der Kletterer, der den Furggengrat von der Seite aus betrachtet hat, vergißt ihn nicht. Er hat die Alpinisten in Schreck gesetzt und geplagt. Wenige sind zur Tat übergegangen: Mummery im Jahre 1880, Guido Rey 1899, Ryan und Young 1905, Piacenza 1911. Der Name eines Schweizer Kletterers tritt in der Geschichte des Furggengrates nicht auf. Gleichwohl, handelt es sich nicht um den schönsten Grat des stolzesten Gipfels Europas? Und nehmen die Schweizer nicht seit langer Zeit eine sehr ehrenvolle Stellung im Alpinismus ein?

Von diesen vier Seilschaften konnten nur zwei das eigentliche Problem in Angriff nehmen, die Entdeckung einer Route von der Schulter bis zum Gipfel. Eine davon, die Reys nämlich, suchte die Lösung auf der Nordflanke des Grates, die andere, die Seilschaft

¹ Siehe das „Buch vom Matterhorn“ von Giuseppe Mazzotti

² Praborgne = Praborne = Praborno, alter Name für Zermatt

Mario Piacenza, fand sie auf der Südflanke. Zuerst waren Mummery, dann Ryan und Young bis zur Schulter gestiegen, ohne eine andere Sorge als der, sich den Steinschlägen zu entziehen. Sie hatten darüber hinaus auf jeden Versuch verzichten müssen, und waren mit Mühe vermittels eines gefährlichen Querganges zum Hörnligrat entschlüpft.

Wir hatten Freitag, den 31. August, der Reise von Belalp nach Zermatt, gewidmet. Das Gewitter des Vortages hatte die Luft gesäubert, sie war jetzt rein und klar. Auf den Gipfeln lag nicht der kleinste Neuschneefleck. War es nicht kläglich, daß man einen solchen Tag zum Abstieg auf Maultierpfaden verwenden mußte, auf denen sich der Schmutz schon in Staub verwandelte? Niemals hatte sich der Furggengrat unter besseren Verhältnissen vorgestellt. Würden wir wohl diese Wärme wieder vorfinden, die für die luftigen Abseilmanöver in großen Höhen so günstig ist, dies Fernsein von Wind und Gewitterdrohungen?

Die Weisheit befahl, den Grat ohne Verzug anzugreifen. Wenn wir am nächsten Tage zum Hörnli hinaufgingen, würden wir aus dem Sonntag Nutzen ziehen, dem Ruhetag des Matterhorns — beinahe wenigstens.

Die Steinlawinen würden dabei um so seltener sein. Für Mooser war es aber mehr wert, sich dieser Gefahr voll und ganz auszusetzen als sich den sonntäglichen Andachten zu entziehen.

Am Sonntag beschäftigten wir uns mit einer Wanderung am Riffelhorn. Ich „kletterte“ mit meiner Frau an berühmten Stellen, die „Skyline“, „Gletschercouloir“ und „Seeweg“ heißen. Dabei setzte ich mich dem strengen Blick eines Lokalführers aus, als ich wieder einmal meine Vorliebe für eine Variante am Kamin der Skyline bewies. Sie besteht darin, daß man rechter Hand, außerhalb, hochklettert, anstatt durch den Kamin innen wie ein Schornsteinfeger durchzufegen. Sicherlich erregte Fräulein Eugénie Salsafette, die schöne junge Frau im „Irrenhaus“ von Edgar Poe¹, nicht

¹ „Le système du docteur Plume et du prof. Goudron.“

so viel Anstoß, als sie versuchte, sich anzukleiden, indem der Körper außerhalb und nicht innerhalb ihrer Kleider bleiben sollte.

Gierig betrachtete ich vom Gipfel des Riffelhorns den Furggenrat. Eine Wolke begann sich daran zu bilden. Während dieser langen Schönwetterzeit habe ich eine solche Wolke an jedem Nachmittag wieder gesehen. Sie wurde dicker und breitete sich aus, bei Nacht wurde sie aufgesaugt.

Am gleichen Abend trafen wir unsere letzten Anordnungen. Es handelte sich weder um ein Testament noch um einen Notar. Viel wichtiger war es, alles einzukaufen, was Zermatt an Mauerhaken und Seilringen besaß. Mooser machte auch seinen Meißel und den Hammer zurecht. Wir prüften den Zustand unseres 82 m langen Seiles, das im Zeitpunkt der durch meinen Führer und Victor Imboden im letzten Jahr in der Matterhornnordwand stattgefundenen Erkundung in zwei ungleiche Teile zerschnitten worden war.

Zur Schonung unserer Kräfte hatte ich ausgemacht, den jungen Linus, der mit dem ganzen Eisenzeug und dem großen Seil bepackt war, bis zum Gipfel mitzunehmen und ihn allein auf derselben Route absteigen zu lassen.

Ferner hatte ich beschlossen, Sonntagabend am Schwarzsee schlafen zu gehen, anstatt wieder einmal den eigenartigen Tanz anhören zu müssen, den manchmal im oberen Stockwerk des Hotel Belvédère gewisse Füße zu tanzen scheinen, die Holzschuhe tragen, die aus der unmittelbar benachbarten Hütte des S. A. C. entliehen sind.

Morgens 10 Uhr stiegen meine Frau und ich die Kehren des Pfades zum Schwarzsee hinauf. Sie hatte gewünscht, mich halbwegs bis Hermättje zu begleiten. Ich habe die Feststellung gemacht, daß in der Abschiedsstunde ihr Optimismus und ihr Vertrauen stets unversehrt waren. Doch als wir im ländlichen Gasthaus frühstücken, bemühe ich mich, meine Gefährtin so zu setzen, daß ihr die schrecklichen Darstellungen von den Gefahren des Matterhorns, wie sie die an der Mauer befestigten Kupferstiche darstellen, verborgen bleiben.

Um 14 Uhr stehe ich auf, schultere meinen Rucksack und ergreife meinen Pickel. Ich wandere dann allein weiter zum Schwarzsee und meinem Ziele.

Im Schwarzseehotel sind wenige Menschen anwesend. Die Ostwand des Matterhorns „dampft“ von oben nach unten. Die ziehenden Wolken legen sich gegen die Wand, an ihrem linken Rand, dem Furggengrat, spiralenartig gebogen. Die Nacht wird zweifellos diese alltägliche Wolke, die jedesmal drohender aussieht, zerstreuen. Morgen wird sie zweifellos schwärzer und dichter aussehen.

Um 17 Uhr erreichen mich Mooser und Pollinger. Sie haben nichts vergessen. Das Werkzeug, das die Einbrecher für die hohen Gipfel brauchen, ist vollzählig vorhanden: es enthält alle Hilfsmittel, die notwendig sind, um die geheimsten Schlösser zu bezwingen, und man weiß, daß es am Furggengrat welche gibt, die gut schließen . . .

Nach einem taktvollen und kurzen Platzregen wurde es frisch. Das Aufreißen der Wolke kündigte sich an. Ich machte mich in der Bücherei auf die Suche nach irgend etwas Einschläferndem. Was ich gefunden habe, erwies sich als wirksam, obwohl es nicht ein Erzeugnis der berühmten Marke „Georges Ohnet“ war. Ich schlief bis 2 Uhr in einem Zuge. Der Mond stand noch nicht in seinem ersten Viertel. Aber in der dunklen Nacht legten unzählige Sterne dafür Zeugnis ab, daß kein dünner Nebel vorhanden war.

2000 m trennen uns vom Gipfel. Um den Abstieg vom Furggengrat zu versuchen, marschieren wir, gestehen wir es, von einer reichlich tief gelegenen Stelle ab. Eine ernstere Tatsache ist die, daß Mooser an einem verdorbenen Magen leidet. Werden ihn das Schwitzen und einige Rasten wieder in Ordnung bringen?

Manchmal sehe ich ihn sich über den Abhang neigen, wie es der bleiche Reisende auf dem Meer tut, der sich fest an die Reling des Schiffes geklammert hat und den das Wiegenlied der Fluten anekelt.

In Solvay¹ treffen wir eine österreichische Seilschaft. Nachdem sie über den Zmuttgrat heraufgestiegen war, hat sie, einige Minuten von der Hütte entfernt, biwakiert.

Um 10 Uhr landen wir auf dem Gipfel. Unser langsames Tempo hat die Kräfte des Kranken geschont. Er erklärt, daß er sie für ausreichend hielte, um das Abenteuer zu versuchen . . . nach einer neuen Ruhepause.

Die 82 m Seil wandern aus Pollingers Rucksack zusammen mit einigen Lebensmitteln und der Feldflasche in den von Mooser. Wir nehmen einen Schlafsack aus Mosegg mit, der 600 g wiegt. Zusammengefaltet geht er beinahe in eine Rocktasche hinein.

Linus, der allein zum Hörnli zurücksteigen soll, wird sich Mühe geben, bis zur Schulter mit uns in Verbindung zu bleiben.

Wir haben die ganze Besteigung gemacht, ohne uns anzuseilen. Jetzt tun wir es. Der Hörnligrat, wie er im Fortschritt der Zeit genannt worden ist, beschwört in seinem obersten Teil den Norden und die Kälte herauf. Die Kultur hat das entsprechende Stück des Furggengrats schonend behandelt, der uns, heute wenigstens, vom Süden und von Wärme berichtet. Dort unten ein Dach aus grauen und traurigen Felsen, auf denen etwas Schnee und Eis liegt, hier bunte, runzlige, trockne Felsen. Am Nordostgrat sind die wackligen Steine verschwunden: das Ungeschick der einen und die Sorgen der anderen haben sie losgerissen². Bevor wir jedoch unseren Abstieg beginnen, sind wir uns darüber klar, wie vorsichtig und behutsam man sich aufstützen, verklammern und einhängen muß.

10.35 Uhr. Wir brechen auf. Anfangs ist der Grat nur der linke Rand (im Sinne des Abstiegs, die Wand liegt davor) einer mächtigen abfallenden Fläche. Im Nordosten befindet sich ein fürchterlicher Absturz, nach Südwesten zu hat man dagegen keinen Eindruck vom leeren Raum. Es besteht folglich keine Ähnlichkeit mit dem Grat eines Rothorns zum Beispiel. Wir folgen nicht überall

¹ Solvayhütte

² Aber es genügt, sich etwa einen Meter von der Spur zu entfernen, um etwas vorzufinden, das eine Steinlawine hervorruft und fördert.

der äußersten Grenze der abfallenden Fläche, die Linie des geringsten Widerstandes ist gewunden und unregelmäßig. Sehr unbeständige Blöcke zwingen uns manchmal, die Linie zu verlassen. Einen von ihnen zum Wanken zu bringen bedeutet vielleicht, sich der Gefahr eines riesigen Einsturzes auszusetzen. Oft scheinen einige Meter hohe Absätze den Abstieg abzuschneiden, stellenweise abschüssige Oberflächen ohne die geringste Rauheit; doch sind sie niemals schlüpfrig. Das Ganze stellt einen Wirrwarr von kleinen Dächern dar; die einen tauchen nach Süden unter, die anderen sind nach Osten gerichtet oder hängen nach Westen über. Die Sonne färbt in lustiger Weise diese Flächen, die übereinander gepackt sind oder gegeneinander anstehen. Anderwärts verdunkelt sie der Schatten. Zwischen zwei Felsen öffnen sich einige schwarze Gäßchen. Einmal lassen wir uns, an einem Sims wie an einer Dachrinne hängend, auf einen schmalen Vorsprung fallen, der über dem östlichen Abgrund überhängt. Der Grat bekommt jetzt deutlichere Formen; westlich und in nächster Nähe ist in der am meisten geneigten Fläche ein tiefer Trichter ausgehöhlt. Bis zu dieser Stelle habe ich den Eindruck, daß die mittlere Neigung ungefähr einem Winkel von 45 Grad entspricht. Während sich der Trichter erweitert und abstürzt, verzögert unser Grat seinen Absturz und verläuft einen Augenblick lang als schwacher Kreisbogen fast eben. Dieser Kreisabschnitt faßt eine riesige und senkrechte Aushöhlung der großen Wand ein, die links von uns klafft. Ohne ein Wort zu sprechen lehnen wir uns lange über den Abgrund. Im Süden begrenzt ein Türmchen die horizontale Gratlinie. Türmchen und Absatz lassen sich auf den Lichtbildern leicht auffinden: sie sind die einzigen in der Linie, die den Gipfel mit der Furgenschulter verbinden. Wir wissen, daß jenseits davon das Gefälle sich ins Extreme steigert, um mit dem Sturz des großen Überhanges zu endigen. So gut wir auch auf die Tiefblicke vorbereitet sind, so spüren wir doch, als wir über die kleine Erhebung schreiten, so etwas wie ein Gefühl von Übelkeit: zweifellos genau so wie der Fliegerneuling, wenn er einige Meter abwärts in ein „Luftloch“ stürzt.

Hier fängt also der Abstieg über dies Stück des Profiles an, das von Zermatt gesehen einen fast senkrechten Eindruck macht und der Vorläufer des unüberwindlichen Geländes ist. Doppelte Vorsicht ist hier am Platze. Der Trichter, der sich zum Abgrund aushöhlt, ist rechter Hand (westlich) erheblich unterhalb von uns durch Piacenza bezwungen worden. Eine durch einen Rückblick erzeugte Furcht läßt uns erstarren: durch dies Couloir des Schreckens müssen Steine und Eisstücke fallen, alles, was sich ringsum und oberhalb losreißen kann.

Der Mann, der über die Südwand des Täschhorns triumphiert hat, urteilte in folgender Weise über den Sieg von 1911: man muß sich über die Kühnheit der Seilschaft noch mehr wundern als über ihren Erfolg.

Noch ein Stückchen, und der Grat wird ins Leere verschwinden. Daher wollen wir jetzt auf seiner Schweizer Seite (ganz dicht an der Gratschneide) weitergehen und versuchen, irgendein Band zu erreichen.

Ein Blick auf die entgegengesetzte Seite — die italienische — zeigt mir, zwanzig bis dreißig Meter weiter unten, einen seltsamen Haufen gebleichter Gebeine, die einander alle ähnlich sind und die bei ihrem Absturz eine schmale Leiste aufgehalten hat.

Schnell, dies Geheimnis aufklären ... Mein Führer hört aber nicht auf diesem Ohre ... „Beilen wir uns, Herr, erst hier gerade fängt ‚das‘ an.“ „Das“ ist dieser Teil des Furggengrates, wo der Bergsteiger und das Gesetz der Schwere in Streit geraten.

Bevor ich die so bewunderungswürdigen Seiten las und wieder las, die Guido Rey dem Furggengrat gewidmet hat, war ich der Überzeugung, daß seine Versuche auf der italienischen Seite stattgefunden hätten. Nichts erschütterte diese meine sehr stark verankerte Überzeugung. Doch hatte Rey geschrieben — wobei er ein von Zermatt abgesandtes Telegramm erwähnte — „Man ist der Firstlinie des Schwarzsee gefolgt.“

Das in dem Kapitel von Furggen abgedruckte Lichtbild hätte mich an sich schon aus meinem Irrtum reißen müssen.

Wie kommt es, daß man sich nicht dies Urteil gebildet haben sollte: wenn man von Zermatt aus der Besteigung gefolgt war, konnte sie ja nur auf der Schweizer Seite, der einzig sichtbaren, stattgefunden haben. All die Einzelheiten, die Rey angibt, hatte ich gelesen und kannte den Aufbau des Matterhorns gründlich. Nichts siegt jemals über die Macht eines vorgefaßten Gedankens. Die seltsame Aufregung, die malerische Macht des Werkes von Guido Rey hatten mich gepackt. Ich hatte mich ihnen auf Kosten jegliches topographischen Vorurteils hingegeben. Dies zum Lobe dieses sehr großen Künstlers, aber nicht zu meinem Lobe.

Als ich erfuhr, daß diese Gebeine Strickleitersprossen sein konnten, zweifelte ich nicht mehr daran, dort die Reste einer Strickleiter bemerkt zu haben, die gerade an der Stelle niedergelegt waren, wo man die Leiter aufgehängt hatte.

Heute bringe ich folgenden Satz Reys in Beziehung zu ihnen: „Was die Sprossen anlangt, so schleuderten wir sie in die Luft, und ihr Holz verschwand in den Tiefen des Nebels.“ Diese Handlung fand nach der Zerlegung ihrer zweiten Leiter am 28. August 1899¹ bei der Rückkehr von der letzten Kundfahrt statt, vielleicht von derselben Stelle aus, von der ich die Sprossen entdeckt hatte . . .

Es ist an der Zeit, diese Abschweifung abzuschließen und meinem Führer bei einem schrägen Abstieg nach links zu folgen, um mit ihm ein in der großen Wand vorspringendes Band zu erreichen. Wir befinden uns ungefähr unter dem Türmchen, das den Absatz des Grates begrenzt, von dem gesprochen worden ist, und auf dem Südrand der großen Aushöhlung.

Trotzdem der Überhang erst weiter unten anfängt, entschließen wir uns, das „Abseilen“ vom Bande selbst aus beginnen zu lassen: wir können uns hier mit so ausreichender Freiheit bewegen, daß wir alles ohne Schwierigkeiten vorzubereiten imstande sind.

¹ Ein Brief Guido Reys beläßt mir bezüglich dieser Angelegenheit keinen Zweifel.

Mooser holt aus seinem Rucksack Hammer, Meißel und Seil heraus. Aber von den Mauerhaken ist nichts da . . . Ohne daß Mooser darauf achtgegeben hat, ist Linus vom Gipfel mit seiner ganzen Eisenladung wieder abgestiegen! Eine doppelte Geistesabwesenheit, die einen Verzicht auf unser Vorhaben herbeiführen würde, wenn sich Mooser nicht daran erinnerte, daß er nach der Überschreitung des Aletschhorns zwei oder drei Haken und einen Seilring in der Außentasche gelassen hatte, die umsonst über diesen Gipfel getragen worden waren . . .

Vergessenheit oder Voraussicht? Es ist unmöglich, die Höhe der Wand zu schätzen¹. Mooser steckt einen Haken in einen Gneißriß. Die Hammerschläge entweihen ein fast heiliges Schweigen und gleichen völlig denen des Arbeiters, der einen unbeweglichen Gegenstand ausbessert. Wir knüpfen die beiden Enden des großen Seiles zusammen und ziehen es durch die Metallöse des Hakens.

Indessen hat die Stunde der Bewölkung geschlagen. Unterhalb der Schulter und bis zum Theodul kriecht der Nebel tückisch heran. Ich werde anderswo von der Gefahr sprechen, die, an einem riesigen Überhang, die Verwendung des Seiles der Seilschaft von 1928 herbeiführte. Diese Erfahrung bringt uns zu dem Entschluß, unsere Tätigkeit fortzusetzen, ohne uns anzuseilen. Mooser stieg als erster hinab, um das Anfangsstück oberhalb des Überhanges von unsicheren Steinen frei zu machen. Was mich anlangt, so werde ich als letzter zurückbleiben, ein Ehrenamt ohne Verantwortlichkeit, da man nicht angeseilt ist.

Schon beugt sich Mooser, der sich 15 m tiefer befindet, über den Abgrund und beurteilt die Landungsmöglichkeiten. Die fast horizontale Stellung seines Körpers — im rechten Winkel zur Wand — läßt mich begreifen, daß die Geschichte ernst sein wird. Kaum wieder aufgerichtet, taucht Mooser unter und verschwindet. Zeitweise laufen Erschütterungen durch das Seil. Um mich löst sich etwas Nebel in Fasern auf.

¹ 95 m im ganzen

Endlich ein Ruf: „Kommen“.¹ Wie schwach die Stimme bei mir ankommt ... Sorgfältig und gewissenhaft gleite ich an der Wand herab. An Griffen und Stützpunkten ist da kein Mangel, sie verdienen aber kein Vertrauen. An der Ostwand der Pointe Beaumont hatte ich eine senkrechte, 40 m lange Stelle überwunden, 29 m davon im Freien hängend. Dies war damals das letzte Abseilmanöver bei einem Abstieg von zunehmendem Interesse. Hier bedeutete aber die zwanzig Meter lange Abseilstrecke unter dem Überhang nur den Anfang.

In einem Augenblick werde ich jegliche Verbindung mit dem oberen Teil des Matterhorns abgebrochen haben. Wann und wie werden wir sie mit dem Fuß des Berges feststellen? Wir sind der Willkür einer abschlägigen Antwort des Seiles, sich zurückziehen zu lassen, preisgegeben. ...

Daß der Aufprall eines Steines oder eines der riesigen Eiszapfen, die in der Umgebung verborgen sind, es durchschneiden oder uns totschiessen werden, ist nur eine sehr gewöhnliche Gefahr. Dennoch hat die Erinnerung an diese hängenden Kleinode, die wir in dieser Gegend bemerkten, als wir über den Hörnligrat hinaufkletterten, nichts Aufmunterndes. Sie drängt nur zur Eile. Aber in dem Augenblick, indem ich in den Raum entflohen bin, fühle ich mich von einer Art wollüstiger Trunkenheit überfallen. Der Abstand zwischen mir und der Wand wird immer größer. Die drehende Bewegung des Seiles, die zunächst sehr langsam war, wird schneller. Bald sehe ich die Einzelheiten der dunklen und ganz nahen Felsen, bald den blauen Himmel oder eine leichte undeutliche Nebelwolke. Plötzlich hört der Rundtanz der Landschaft auf; ich befinde mich neben Mooser, auf einem recht behaglichen, aber wenig breiten Absatz. Vom Hörnligrat ruft man nach uns. Hat uns Pollinger gesehen oder beunruhigt er sich über uns? Auch wir rufen. — Jetzt ist es Mittag.

Das Seil widersteht trotz aller üblichen Vorsichtsmaßnahmen unserem Zug, dennoch ziehen wir an dem guten Stück — um den

¹ So im Original (D. H.)

Knoten unmittelbar heranzubekommen — und haben keinen Riß gesehen, wo das Seil sich hätte verklemmen können. Aber über dem Überhang gibt es eine Reibungsfläche, die etwa 15 m hoch ist. Wir können nur seitlich eine Platzveränderung vornehmen. Das hilft aber wenig.

Einige Schritte nach vorwärts ... nach dem Abgrund zu, würden die geknickte Linie des Seiles (der Seilknick ist dadurch hervorgerufen, daß sich eine fast senkrechte und eine überhängende Fläche schneiden) in eine Gerade umbilden und diesen beschwerlichen Winkel — der wirklich sehr stumpf ist und unsere Anstrengungen lähmt — aufheben.

Bei einem wütenden Ruck gibt der Widerstand plötzlich nach.¹

Wenn der Furggenrat erst eine leichte Bergfahrt nur für Frauen geworden ist, werden sie gut tun, ihn wenigstens zu zweien kühn anzugreifen. Ihre Kräfte werden vor anderen den Vorteil davon haben, wenn sie sich zusammentun, um die Seile dabei herabzuziehen: unsere schwachen männlichen Muskeln haben hierzu beinahe nicht ausreichen können.

Im Süden zieht eine Flucht von senkrechten, aber überhanglosen Kaminen schräg nach unten. Doch muß man auch hier das Abseilmanöver anwenden. Eine durch den Meißel hergerichtete Ritze nimmt den Seilring auf. Auf einer etwa 25 m langen Strecke lassen wir uns vorsichtig bis zu einer fast geräumigen Plattform gleiten. Der Hammer tritt von neuem in Tätigkeit. Nachdem der Mauerhaken eingetrieben und geprüft ist, begibt sich Mooser auf die Reise. Mich unbeweglich zwischen zwei Abgründen verhaltend, verliere ich ihn bald aus den Augen. Einen Augenblick später drehe ich mich, nachdem ich an einer 12 m hohen Felswand entlanggerutscht bin, wie die Spinne am Ende ihres Fadens. Doch habe ich die Vorstellung, mich in fester Stellung zu befinden. Da ist das Matter-

¹ Mummery hat darüber vermerkt: Für die Berge gibt es drei Zustände: unnahbar — die schwierigste Kletterei der Alpen — eine leichte Bergfahrt für Frauen. Hinfort schickt es sich, ein weiteres Stadium hinzuzufügen: eine Bergfahrt nur für Frauen. Tatsächlich haben im Jahre 1929 Miss M. O'Brien und Mme Maurice Damesne allein den Grépon überschritten.

horn, das ferne Breithorn, der dicker gewordene Nebel, das weniger reine Blau des Himmels, alles das dreht sich um mich. Ein Schneefleck und dann Mooser werden deutlich erkennbar und sind dann im Tanze dahingerafft. Dieser 23 m hohe Überhang ist viel ausgehöhlter als der erste. Zu der Drehbewegung gesellt sich nach und nach ein Schwingen, wie es bei einem Uhrpendel üblich ist. Beide Bewegungen hören plötzlich auf. Und mein Abstieg verlangt sogleich große Anstrengungen. Das Seil, das soeben über meinen Rücken und einen Oberschenkel glitt, wird auf einmal hart und schneidet ein. Mooser hat nämlich die beiden Seilenden gepackt und setzt mich so einem schmerzhaften Kampf gegen ein unnützes Bremsen aus¹. Endlich mache ich mich steif und schmerzerfüllt frei. Mein Gefährte hat mir eine sehr starke Schwingung ersparen wollen, die ihn selbst in einem Augenblick gen Italien, auf die andere Seite des Grates geworfen hatte. Ich hätte dieser Schleuderbewegung den Vorzug gegeben. Nun ist meine dicke, aber etwas „gereifte“ Hose durch das Seil sehr angegriffen worden, und meine Haut blutet wie nach einem Knutenhieb.

Zu zweit ziehen wir jetzt am Seil, das gelehrig kurz aufklatschend stückweise über die Wand herabstürzt.

„Herr, haben Sie das Flugzeug auch gesehen?“ Ich habe nichts gesehen und nichts gehört. Aber Casper hat recht. Während ich im Abstieg begriffen war, hat sich ein Flugzeug genähert, dessen Fahrgast Zeichen gegeben hat ... Ist das das gleiche Flugzeug gewesen, das bald — ich habe es unterlassen, es zu sagen, so alltäglich ist das heute — die Kultur, den Lärm und den teuren „Nächsten“ über den Gipfel des Matterhorns² bringen wird? Dicke,

¹ Siehe in *Alpine Journal* Nr. 238, S. 63, unter der Ueberschrift „the spare rope in theory and practice“ eine Betrachtung über die Kunst von Abstiegen mit Sellmanövern.

² Am Ende eines Konzertes in Murten — an einem Abend zu Anfang des vergangenen April — hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft im Hotel „Weißes Kreuz“ versammelt. Mein Gegenüber — der richtige Typ eines englischen Gentleman, sympathisch, vornehm und originell — fragte mich plötzlich, nachdem er mich lange angesehen hatte: „Sind Sie nicht am 2. September über den Furggengrat abgestiegen?“ Wir unterhielten uns, der Zufall hatte mich in der

sogleich wieder aufgetrocknete Regentropfen lenken den Lauf unserer Gedanken¹ ab. Ein Ruf, das ist Pollingers Stimme.

In nächster Nähe entzieht sich die Wand mal wieder unseren Blicken. Nachdem wir das Seil zusammengefaltet haben, steigen wir in schräger Richtung auf der linken Seite hinab, wobei wir schmale Bänder schneiden und uns über kleine Felsstücke hinwegschleichen. Diese Treppen enden am Rande des Abgrundes, der wie ein Kessel raucht. Plötzlich entdecken wir nach rechts einen Ausweg und mit ihm das Ende des Abenteuers. Eine Art Couloir, leicht und schräg — stellenweise ähnelt es dem Kamin, anderswo dem Band —, fällt auf etwa 20 m zu einer wichtigen Schulter ab: der großen Furggenschulter. 14.30 Uhr erreichen wir sie. Unser Gebrüll meldet es an Pollinger.

Auch andere Menschen haben sich hier schon aufrecht hingestellt: die einen, weil sie nach einem heldenhaften, erbitterten Kampf geschlagen waren, die anderen, weil sie sich genötigt sahen, auf den letzten Angriff zu verzichten. Nur Piacenza hat sich hier auf dem Wege zum echten Siege befunden. Aber Welch ein Unterschied ... Er und seine Führer, wie Triebfedern gespannt, waren durch die Aussicht auf die Schlacht aufgeregt ... wir dagegen frei von allen Sorgen, mit ruhigen Nerven und fast ausgeruhten Muskeln.

Gegenwinde treiben den Nebel fort. Er windet sich wie eine Mähne auf dem Grat der Schulter, die von der Sonne erwärmt ist, was man noch ganz in der Nähe empfindet.

Ein Meer von Dünsten, das durch eine Schlagwelle wild durcheinandergeschleudert worden, breitet sich aus und bewegt sich einige hundert Meter unter uns, ziemlich hoch indessen in der Ost-

Person des Murtener Malers M. Rubli den Fahrgast des ersten der von Mittelholzer geführten Flugzeuge kennenlernen lassen. Ich hoffe ferner, eines Tages etwas über das andere Flugzeug zu erfahren, das uns nach Mooser aus so großer Nähe beobachtet hat.

¹ Vom Victoriahotel, vom Schwarzsee, von Riffelalp waren alle Fernrohre auf uns gerichtet. Oft verschwanden wir im Nebel, und die Wolke verursachte den Neugierigen ernsthafte Unruhen.



wand. Und jetzt zeichnet sich darauf ein Hof ab und in ihm, weniger deutlich, ein menschliches Schattenbild. Die Sonne ist durch den Nebel hinter uns durchgebrochen, und auf dem sehr dichten unteren Lichtschirm erscheint das Brockengespenst. Wir betrachten es lange, aber die Lufterscheinung verblaßt und erlischt. „Sehr schön“¹, sagt Mooser, der nicht abergläubisch ist. Er hat Whympers Buch nicht gelesen, in dem eine wenn nicht ähnliche, doch wenigstens entsprechende Erscheinung geschildert ist und der Schreck, den sie ihren Menschen eingeflößt hat.

Man wird sich daran erinnern, daß Rey nur 15 m vom Siege getrennt haben. Wie haben wir es damals fertig gebracht, zwei absolute Überhänge, 43 m über dem Abgrund, zu überwinden? Wir suchten keine Route, die die Überhänge auf ein Minimum verringert; wir wußten gar nicht, daß es diese Route gab. Ich hatte alle Einzelheiten, die Rey über die Ostseite des Grates angibt, auf die Westseite des Grates bezogen.

Sicherlich hätte sich dieses Problem beim Aufstieg unter einem anderen Gesichtspunkt dargestellt. Wir hätten links und rechts nach der Linie des geringsten Widerstandes gesucht.

Sollte Moosers unersättliche Neugier, während ich mich beim Abstieg abseilte, den Felsen des Furggengrates ein Geheimnis entrisen haben?

Es liegt Mooser nicht fern, zuzugeben, daß man „vielleicht“ mit der künstlichen Unterstützung durch einige Holzkeile Besteigungsmöglichkeiten ins Auge fassen könnte. Er hat aber im Guido Rey nichts von den ausdauernden, erbitterten Erkundungen des Jahres 1899 gelesen, nichts von dem verzweifelten Kampf, dem trübsinnigen Rückzug.

Trotz der Entwicklung, die dem Worte „unmöglich“ in alpinen Dingen zuteil geworden, bleibt meine Ansicht bezüglich der Kletterei an der Schweizer Seite des Furggengrates mehr als zurückhaltend.

¹ So im Original (D. H.)



Allerdings haben im Jahre 1928 aller Wahrscheinlichkeit entgegen zwei Holzkeile genügt, um uns den Schlüssel zur Ersteigung des Rothorns über den Kanzelgrat und die Ostwand zu überliefern. (Siehe Alpine Journal Nr. 237, S. 378, und Les Alpes, 1929, S. 27.)

Diese Tatsache bleibt bestehen: Rey und seine Führer haben das Problem des Furggengrates mehrfach von oben und von unten studiert. Lediglich Rey hat mit seinen Führern mit dem Fuß jede Wandstelle auf 80 m Länge berührt (80 m, wenn man die 15 m Abstieg hinzurechnet, die mit der Strickleiter erledigt wurden). Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde zur Zeit der Versucher von 1899 eine Route eingeschlagen, die von unserer völlig verschieden ist, aber selbstverständlich in nächster Nachbarschaft liegt.

Um von der Schulter nach Zermatt wieder abzusteigen, bieten sich uns zwei Routen dar. Die eine, die sich des schlechtesten Rufes erfreut, ist kürzer, liegt dauernd unter Steinschlag und ist im ganzen sehr schwierig: der Übergang zum Hörnligrat in gleicher Höhe. Die andere Route ist länger, aber nur anfangs¹ mißlich. Es besteht keine Beziehung zwischen dieser Anfangsstelle, die Steinschlägen ausgesetzt ist, und dem, was Mummery, Ryan und Young vorgefunden haben, als sie sich zum Hörnligrat davonmachten.

Der Reiz der Hindernisse, die durch Mummery und seine Nachfolger in so schwieriger Weise überwunden wurden, trug schließlich den Sieg davon.

Anfangs muß man etwas absteigen. Erst Schnee, dann ein feuchtes, schlüpfriges Dach, und wir befinden uns am oberen Ende des „Couloir Rey“. Vermittels dieses Couloirs, es liegt zwischen dem Grat und einem Nebenkamm (der sich, von hier aus gesehen, weiter unten als ein auf der Wand errichteter Vorsprung vorzuschieben scheint), hat man den Absatz unter der Furggenschulter vermieden. Nur dieser Absatz bringt — kaum — den Furggengrat (seinen unteren Teil) in G. W. Youngs Augen wieder zu Ehren,

¹ „Anfangs“ im Sinne des Abstiegs. — Ein Durchgang am Fuße des Grates wird verschieden eingeschätzt. Er ist kurz, und Piacenza hat sich zu seiner Ueberwindung nicht angeseilt. Er erkletterte den Grat bis zur Schulter ohne Seil in zwei Stunden.

diese alltägliche „Stützmauer“ der Ostwand. In der Achse des Couloir Rey und der großen Aushöhlung befindet sich eine Hauptschußlinie. Wir queren sie, nicht ohne nach der oberen Gegend hinaufzusehen, die ein sehr schwarzer Nebel beleckt, und mit dem Ohr aufmerksam auf den genauesten Lärm lauschend.

... Hinter uns ein Getöse von Steinen, die aufsprangen. Wir ahmen unsererseits „ein Rudel erschreckter Gemen“ nach. Bald nehmen wir ein weniger glänzendes, aber sicheres Benehmen an.

Steilrinnen, Rippen, Kurven nach innen und Kurven nach außen — und damit ist der Grat da. Unsere Muskeln geraten angesichts des fürchterlichen Übergangs in Spannung. Aber wo ist er denn? Wir haben ihn verfehlt, denn wir erreichen 15.40 Uhr den Grat auf ganz leichte Art zwischen den beiden unteren Mauerhaken, die zu einer Gruppe von vieren gehören, den Spuren einer unnützen Seilschranke. Wenn man es auf den Gipfel abgesehen hat, haben die anderen Seilschaften auf ihn zu instinktmäßig schräg nach oben klettern müssen und wir anderen nach unten. So haben wir die leichte Variante einer äußerst verrufenen Route entdeckt, allerdings einer heiklen Route, in der der Pflock sich fast ununterbrochen drehen muß, um dem Fuße zu gestatten, an den nach dem Abgrund geneigten Oberflächen zu haften. Ohne irgendwelche Firnfelder und ohne feuchte Platten würde der Kletterschuh hier Wunder verrichten. Wir sind jetzt 15 bis 20 Minuten von der Solvayhütte entfernt. Wir bleiben lange stehen. Mooser hat sich über die Nordwand gebeugt und untersucht neugierig ihre fürchterliche Tiefe¹. Was mich anlangt, passe ich bei dem wogenden Nebel auf jedes kurze Sichtbarwerden eines Teiles der Überhänge von Furggen auf. Mooser beugt sich immer wieder hinaus. Sollte er ... Aber nein, das düstere Opfer der Seekrankheit ist nur noch eine Erinnerung.

Dann bummeln wir faul und langsam auf der Route abwärts, auf die sich Konservenbüchsen „lawinenartig herabstürzen“. Wir sind so faul, daß wir schließlich befürchten, man könnte eine

¹ Siehe *Alpinisme*, 1929, S. 67: Une reconnaissance à la face nord du Cervin und E. R. Blanchet: „Als letzter am Seil“, 1938, S. 30 ff. (D. H.)

Rettungsexpedition entsenden. Die Unruhe darüber veranlaßt uns, ein fast rühmliches Tempo einzuschlagen. 18,30 Uhr dringen wir in die Küche des Hotels Belvédère ein, aus der ein Dampf heraustritt, der nach einer lockenden Fleischbrühe duftet.

Durst und ein längerer Platzregen hielten uns am Schwarzsee auf. Sehr spät trafen wir erst in Zermatt ein. Man hätte diesen Bergsteiger hier nicht mit größerer Neugier empfangen, der nach dem *Matin* die „*Dent blanche de Cenis* durch die Schlucht von Zermatt“ bestiegen haben sollte. Diese Heldentat bildete in den Augen der Pariser Zeitung seinen höchsten Rechtsanspruch auf die Ehre, an der Kundfahrt zum Kangchendzönga teilnehmen zu können.

Bevor wir an die Tür des Viktoriahotels pochten, war es notwendig, unter dem Sternenhimmel zuerst sehr stolz, dann sehr ungeduldig auf tausend und eine Frage zu antworten.

Da alle Küchenherde erloschen waren, mußte die große als Stärkung gedachte Abendmahlzeit, die ich von Haltepunkt zu Haltepunkt verschoben hatte, auf den folgenden Tag verlegt werden. So mußte jeder mit leerem Bauche schlafen gehen.

Am nächsten Morgen kündigte eine Depesche, die von Zermatt an die *Gazette de Lausanne* gerichtet war, die unwahrscheinliche Heldentat des „ersten Abstieges über den ‚Zmutt‘grat an!“

Linus und Mooser sind nicht die einzigen Zerstreuten des Tales!¹

In Riffelalp gab man mir — war es eine zarte Aufmerksamkeit oder ein zeitliches Zusammentreffen — ein Zimmer, dessen Fenster das Matterhorn genau einrahmte. Von meinem Bett aus konnte ich die Pyramide sehen, durch das mächtige Fernrohr des Hotels erkannte ich alle Einzelheiten des Grates wieder.

Wenn man längere Zeit in die Sonne schaut, so drückt sie der Netzhaut einen Flecken auf, der nur langsam ausgewischt wird.

¹ Der erste Abstieg über den Zmuttgrat ist im August 1894 von zwei Seilschaften ausgeführt worden: Miß Bristow mit Josef Pollinger und Matthias Zurbriggen; Capt. Farrar mit Daniel Maquignaz und einem anderen Führer. *Alp. Journal* XXXVII. S. 226—227.

Genau so ging es mir mit dem Matterhorn. Es lagerte sich über alle Landschaften. Überall fand ich es wieder, sogar in Finhaut, wo ich einen Monat später meine kleinen Klettereien — vom Julianfang her — wiederholte. Es war nichts weniger als die entlegene Erforschung einer vergessenen kleinen Bergkette nötig, um mich von dem mich belastenden Profil des überhängenden Grates zu befreien, der sich sehr hoch oben vom Himmel abhob.

IV. RIMPFISCHHORN

ERSTE BESTEIGUNG

ÜBER DIE VERGLETSCHERTE NORDWESTWAND

Paul Güssfeldt¹ hat mich das Berauschende der großen Eiswände ahnen lassen. Nachdem ich sein Buch über den Montblanc gelesen, erfüllten sie mich mit Wünschen und Furcht, wenn ich sie betrachtete. Ihr Anblick bezauberte und entmutigte mich abwechselnd. In dessen wurde ihre Anziehungskraft von Jahr zu Jahr stärker. In jedem Sommer besuchte ich häufig die Gletscher und zog durch die mit Seraks gespickten Spaltenlabyrinth. Ich wurde mit dem Glatteis der Steilrinnen vertraut, in mir aber nichts erweckt, das den seltenen und starken Gefühlen vergleichbar wäre, wie sie der Besieger der Brenvaflanke und des Peuteretgrates empfunden hatte.

Offen gestanden spricht er nicht darüber. Aber seine nüchterne und zurückhaltende Kunst läßt diese Gefühle in unserer Vorstellung entstehen und sich erweitern. Die Nordwestwand des Rimpfischhorns — 450 m vom Bergschrund bis zum Gipfel — sollte sie mir unmittelbar offenbaren.

Vergeblich würde man in den Alpen nach einem Berge suchen, der an das Rimpfischhorn erinnerte. Der Gegensatz zwischen dem Nordgrat, einer langen fast horizontalen Linie, und dem außerordentlich steilen Abfall des Gipfels zum Adlerpaß verleiht diesem 4203 m hohen Berg ein einzigartiges Profil. Im Norden wirkt das Rimpfischhorn kaum andeutungsweise, da es von den Eismassen noch nicht freigemacht ist, die es erzeugt haben.

Man besteigt es oft von der Britanniahütte (vier Stunden oberhalb

¹ „Der Montblanc“, Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblancgruppe. Berlin, Verlag Gebrüder Paetel. 1894 (D. H.)

von Saas Fee) oder von Zfluh oberhalb Zermatt¹. Diese beiden Anstiegsrouten, wunderbare Wanderungen, vereinen sich auf einem Schneesattel im Westen und dann am Fuße der Felswand selbst, die den Gipfel trägt. Die Seilschaften, die von der Britanniahütte gekommen sind, überschreiten den Allalipaß, um dann Richtung nach Süden zu nehmen. Die Zfluhroute verläuft unmittelbar in einer von Westen nach Osten gerichteten Geraden. Es gibt keine Schwierigkeiten bei der Besteigung der Felsmauer, die kurz und interessant ist.

Der Nordgrat würde an Schönheit etwas mit dem Grat wetteifern, der die Südlenzspitze mit dem Nadelhorn verbindet. Aber die erstere weniger bekannte dieser Fahrten, die zwischen zwei Abgründen verlaufen, gewährt den Reiz der Einsamkeit. Ein seltener Vorteil, wenn man die tägliche Überfüllung der Britanniahütte in Betracht zieht. Der Grat, der einem südlich vom Allalipaß gelegenen Eisrücken entsprossen ist, gewinnt bald jenseits des großen Gendarmen (Punkt 4119) über ein steiles mit zwei Türmen besetztes Gratstück die Höhe von 4160 m. Hinfort streckt er sich gleich, als ob sich sein Anlauf erschöpft hatte, bis zum Gipfel hin. Vier Gendarmen — der letzte ist nichts anderes als der Gipfel —, drei breite Scharten, die nicht tief sind, regen das Interesse² wieder an.

Vom Adlerpaß aus erreicht man den Gipfel nach einer zwei-stündigen sehr steilen Kletterei. Diese Route ist heute die übliche. Ihre beträchtliche Steilheit gestattet aber keine „Aufsehen erregende“ Kletterei.

Die Geschichte der Ostwand ist kurz. Man erwähnt von ihr nur eine einzige Besteigung. Im Jahre 1907 kamen die Herren C.-D.

¹ Im Jahre 1926 haben wir die Zfluhroute von Riffelberg aus erreicht. Dieser Umweg, der die Route um zwei Stunden verlängert, erlaubt es, in dem angenehmsten aller Berghotels zu schlafen.

² Die Überschreitung des Großen Gendarmen, der ganz allein dasteht und sehr spitz ist, macht ein Abseilmanöver erforderlich. Die Führer umgehen ihn zu gern. Das Gewicht eines kleinen Hilfsseiles ist zweifellos der Grund für diese sehr bedauerliche Gaunerei.

Robertson und G. W. Young mit den steilen und verwitterten Felsen dieser Wand zu ihrem Recht.

Gerade am Alphubel¹ — sein Gipfel ist nur eine riesige Schneefläche — wird man die Feststellung machen, daß die Entfernung und die Höhe zur Prüfung der vergletscherten Nordwestwand tauglich sind. Sie läßt sich nicht von vorn, aber von der Seite betrachten. Wenn ihre Breite daher etwas verringert zu sein scheint, macht man sich dafür, und das ist besonders wichtig, eine sehr genaue Vorstellung von ihrer Höhe und ihrem Neigungswinkel.

Rechts sieht man im Profil die Felswand der gewöhnlichen Route². Auf halber Höhe befinden sich auf der linken Wandseite drei schwarze Punkte, ganz kleine Felsinselchen, die in der Achse einer gradlinigen Rippe, die 50 m vom letzten Inselchen aus dem Eise auftaucht, staffelförmig aufgebaut sind. Bald bäumt sich die Rippe auf, und ihre Formen treten schärfer hervor. Wie ein Strahl Mineralwasser, der aus dem Eis hervorgesprudelt ist, schießt sie zum Hauptgrat in die Höhe und läßt ihn hinter sich. Ein Gendarm ist das Kennzeichen für das Ende der Rippe. Eine verschneite Scharfe trennt ihn vom Gipfel.

Wenn man sich an die Eroberung einer derartigen Wand machen will, muß man sich seiner selbst sicher fühlen, sicher in der Bemessung des Möglichen, sicher bezüglich des Wetters sein. Wie der Führer Heinrich Imseng war ich der Ansicht, daß es in diesem Jahr erlaubt sei, zu Beginn der Jahreszeit mit den besten Verhältnissen zu rechnen. Lange bleibt der Schnee auf dieser Seite liegen und mußte zweifellos, da er noch reichlich vorhanden, die hervorragendste Festigkeit gewähren. So urteilten wir darüber, nach einem verängerten Wechselspiel von wärmeren Tagen und kühlen Nächten. Als wir aber am 13. Juli um 7 Uhr in den Gesichts-

¹ 4,75 km Luftlinie von Gipfel zu Gipfel (D. H.)

² Sie ersteigt ihn über seine Nordwestflanke, die solange unsichtbar ist, bis man den Schneesattel gewonnen hat.

kreis der Wand trafen, ach, da zerstreuen sich diese Vorstellungen. Unsere Enttäuschung ähnelt der Bestürzung.

Hartnäckig ausdauernde Südwestwinde waren nötig gewesen, um diese Wand so reinzufegen, um das Eis auf große Strecken hin auszuapern, um ihr soviel Schnee zu entreißen. Keinerlei Spuren von Lawinen, keine deutlichen Schneeanhäufungen: alles ist über den Grat in Rauch aufgegangen. Lange gleichlaufende, grünliche und weiße Bänder zerteilen von oben nach unten bei 100 m Höhenunterschied das unterste Wandviertel. Darüber leuchtet trotz des Schattens eine Zone, die in ihrer ganzen Breite gesäubert ist. Bezüglich des obersten Teiles erlaubt uns der Ausblick, der durch den Mangel an Entfernung verfälscht wirkt, keine ernsthafte Schätzung. Der allgemeine Eindruck ist schlecht. „Das wird weder kurz noch leicht sein.“

Dieser Betrachtung Heinrichs stelle ich, als ich die Steigeisen anlege, den berühmten Vers¹ entgegen: „Wenn man ohne Gefahr siegt, triumphiert man ohne Ruhm!“ Seit Generationen hat dies Löwenmark unser Unterbewußtsein durchdrungen. Wahrlich eine schöne Äußerung über die Macht des Rhythmus.

Heinrich kümmert sich um einen Alexandriner ebensowenig wie um ein Süßkirsche. Im Augenblick gilt sein ganzes Interesse nur dem Schrund. Wir finden bald ohne Mühe die Möglichkeit, ihn (7.15 Uhr) gerade in der Achse eines der weißen Bänder zu überwinden. Das Gefälle tritt sogleich deutlich hervor. Der Zustand des Schnees ist gut. Wir haben noch keine 30 m erstiegen, als sich das zu unserem Nachteil ändert. Aber die weißliche Farbenabstufung bleibt immer die gleiche. Seitdem habe ich oft bemerkt, daß ganz naheliegende, gleichharte Zonen bezüglich der Farbe verschieden sein können. Das, was auf diesen Wänden weiß aussieht, ist nicht immer Schnee. Es handelt sich um Eis, das erheblichen Widerstand leistet, als Heinrichs Pickel es angreift. Bei jeder neuen Stufe nimmt die Zahl der Hiebe zu. Die Splitter fliegen in

¹ Im Original ein Alexandriner

die Luft und rahmen mich ein. Die Schußlinie wird deutlich zum Ausdruck gebracht. Um mich ihr zu entziehen oder um die Wirkung abzuschwächen, näherte ich mich dem Artilleristen. Es ist übrigens vorzuziehen, das Seil zu verkürzen. Da Heinrich voraussieht, daß eine ernste Arbeit bevorsteht, läßt er den Zwischenraum von Stufe zu Stufe größer werden.

Daß die Führerbeine auf dem Eis sehr lang werden können, weiß jedermann, und ich habe es hier mit meinen Augen festgestellt. Es verhielt sich dabei ebenso wie mit den Fingern von Franz Liszt, aber das ist ja allgemein bekannt. Vor ungefähr 25 Jahren hat mir dies ein „eisgrauer Dienstmann“¹ aus Weimar, ein ehemaliger Günstling des Meisters, bestätigt.

„Ich kann Ihnen, mein Herr, die Versicherung geben, daß seine Hände auf dem Klavier größer wurden.“

Hastig höhle ich zwischen den Stufen Stützpunkte aus, die für mich unentbehrlich sind. Trotz des Schattens macht sich die Wärme in übertriebener Weise bemerkbar. Wir sind in Schweiß gebadet. Dann kommt wieder eine Schneeschicht. Das wird die letzte sein. „Hier ist alles aus Gold“, würde ein gewisser Waadtländer Führer sagen, der mit dem Pickel fauler als mit der Zunge ist.

In lebhaftem Tempo streben wir nach oben mit der Gewißheit, daß unser Glück von kurzer Dauer sein wird. Und da liegt auch der in Verzweiflung versetzende Spiegel einer sehr harten Oberfläche vor uns.

Noch einmal greifen mich die Geschosse an. Einem Splitter, der kräftig und genau hinabgesandt wurde, gelingt es beinahe, mich dazu zu bringen, meinen Eispickel fallen zu lassen.

Bediente sich nicht bei einem ähnlichen Vorfalle Henri de Ségogne bei der sehr bemerkenswerten Eroberung der Aig. du Plan über die Nordwand seines Taschenmessers als Ersatz für den verschwundenen² Eispickel? ...

¹ So im Original

² Die Besteigung wurde am 11./12. August 1924 durch die Herren Jacques Lagarde, Jacques de Lépiney und Henri de Ségogne ausgeführt.

Um mir diesen Eishagel zu ersparen, schlägt Imseng die Stufen derartig, daß unsere Route in einem sehr gemilderten Zickzack ansteigt. Der Winkel am Wendepunkt bleibt aber ein stumpfer. Die Zeit fehlt uns, um die Trasse länger zu nehmen. So wie unsere Anstiegslinie aber jetzt ist, schützt sie mich etwas. Und die Stellungsveränderungen sind ein Ruhepunkt bei der langen Prüfung. Die unbedeutendste aller Windungen wird so wichtig wie ein Ereignis. ... Dohlen wirbeln krächzend im Kreise umher.

Wasserfallartig rieseln, wie zerknittertes Papier rauschend, winzige Eiskörner dichtgedrängt über die Wand. Von wo reißen sich diese Kügelchen los — Rauhref, Graupeln? — bei dieser völlig ruhigen Luft? Das Rieseln hält an.

Die sich abwärts bewegende Schicht ist nicht dick. Sie bringt uns übrigens keine Gefahr, falls nicht schwerere Massen folgen sollten. Dennoch passen wir gewaltig auf und durchforschen oft mit dem Blick die Wand. Zweimal holen uns diese Geriesel noch ein, schließen uns ein und verteilen sich dann.

Gefühlsmäßig nehmen wir auf das erste Inselchen Kurs. Aus diesem Grunde werden sich die Zackenspuren unserer Füße etwas nach links zu einwärts biegen. Die Arbeit wird uns Zeitgewinn und Kräfteersparnis verschaffen und dadurch auch das Gefühl der Eintönigkeit etwas ablenken, das dem Charakter einer solchen Besteigung anhaftet und uns zu belasten anfängt.

Plötzlich tönen Schreie zu uns herauf. Die Bewegung der Pickel setzt aus. Jenseits des Schrundes haben zwei Männer auf der Spur haltgemacht. Sie fuchteln mit den Händen, sie schreien noch. Was wollen sie? Zu rechter Zeit erhebt sich eine leichte Brise, um ihre Worte davon zu tragen. Auch wir rufen. Es ist unmöglich, sich zu verstehen, sich zu erraten. Gereizt nehmen wir unsere Arbeit wieder auf. Eine halbe Stunde lang bleibt die unbekannte Seilschaft an Ort und Stelle. Ihre nutzlose Schreierei erbittert uns. Wir geben keine Antwort. Vierzig bis fünfzig Hiebe brauchen wir jetzt für

jede Stufe. Unsere ganze Aufmerksamkeit, alle unsere Kräfte sparen wir jetzt für die einzige Sache auf, die von jetzt ab wichtig ist: vorwärts zu kommen.

Als mein Blick mal wieder die Wand ausmißt, die unter unseren Füßen abstürzt, ist die fremde Seilschaft fort. Ich sehe, wie sie — durch die Entfernung verkleinert — zum Allalipaß hinrastet. — Wir kommen näher ... 11.20 Uhr sind wir dicht bei dem ersten Inselchen.

Das Festland zeigt sich ungastlich. Glatte, mehr als 45 Grad geneigte Platten, Glatteis. Es ist unmöglich, hier zu rasten.

Wieder Eis, das so hart ist, wie man es sich nur vorstellen kann. Dann kommt das zweite Inselchen, das noch schlimmer als das erste ist. Ohne die geringste Illusion gehen wir letzte an.

Als Gruß der Rippe pfeifen uns unsichtbare Steine um die Ohren. Wir halten uns etwas nach rechts, um uns eben davor in Sicherheit zu bringen. Aber wie lange dauert es doch, bis jede Stufe ausgehöhlt ist! Zahlreiche Geschosse springen zwischen uns, bevor wir aus der Schußlinie heraus sind. Endlich können wir den noch weit entfernten Gratfirst prüfen.

Der feurige Fransenbehang, der ihn krönt — wie aus geschmolzenem Metall sieht er aus —, verletzt die überraschte Netzhaut.

„Herr, wir haben damit bis zum Abend zu tun.“ Das sind ernüchternde in unheilverkündendem Tone ausgesprochene Worte, die der „Blick eines sterbenden Hirsches“ begleitet.

Mich packt der widernatürliche Wunsch, Heinrich daran zu erinnern, daß heute Freitag und obendrein der Dreizehnte ist.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man trotz der gefürchteten Steine wieder an die Rippe herankommen müssen. Denn auf der Eiswand würden wir noch vier oder fünf Stunden brauchen. Die Enge, die das dritte Inselchen vom Fuße der Rippe trennt, beschäftigt uns eine Stunde lang. Wenn uns gerade hier das Eis am härtesten vorkommt, so erreicht auch die Steilheit hier ihren Höhepunkt.

12.50 Uhr hissen wir uns auf dachziegelartige, eisfreie Platten hinauf. Bald klammern sich unsere gierigen Finger an Nuten, an Rillen und schließlich an freie Vorsprünge. So hoch man blicken kann, ist der Weg frei!

Aber es gibt hier keine ebene Oberfläche, auf der man sich ausruhen könnte. Wir müssen also weiter. Platten, Risse und Griffe bestätigen an der Rippe, von unten nach oben, eine augenscheinliche Form- und Materialverwandtschaft. Jeder dieser Felsen ist desselben Ursprungs. Man hat das Gefühl, daß sie aus einem einzigen Guß entsprungen, daß sie von ein und demselben Druck geformt worden sind. Und der Mensch, der sich an den ersten Felsen geklammert hat, wird es auch bei dem letzten tun, wobei er sie alle fest umschlungen hat ... Endlich auf einem einen Quadratmeter breiten Band der erste Halt seit dem Schrund, der erste Absatz.

Wir ziehen diese mitten im Abgrund befindliche Rast maßlos in die Länge. Der Hunger ist längst gestillt, die Feldflasche geleert und keiner spricht davon, weiterzugehen. Wir haben uns nebeneinander an einen eben recht geneigten Felsen gelehnt, der auch „fast weich“¹ ist, wie Heinrich versichert.

Wegen etlicher Drohungen eines Gewitterhimmels machen wir uns keine Sorgen. Alles zu seiner Zeit, jetzt ruhen wir uns aus. Mit dem Himmel werden wir uns später beschäftigen. Lange schon habe ich mich in Nirvana versenkt. Plötzlich komme ich wieder zum Bewußtsein der Dinge.

Heinrich bearbeitet mich mit seinem spitzen Ellenbogen.

„Sehen Sie doch die häßlichen Wolken, Herr! Und wissen Sie, wie spät es ist?“ Auf alle Fälle muß man diese unruhige Seele beruhigen. Alles, was ein Bergsteigergehirn an Vorwänden, die zum Bleiben veranlassen sollen, enthalten kann, entfaltet sich bei mir plötzlich zu vollster Blüte, zunächst der Appell an die Eigenliebe.

¹ So im Original (D. H.)

Muß man nicht die lange Reihe von Stufen bewundern, die wie eine Strickleiter an der Rippe schweben? Ganz fern, weit unten, jenseits einer Stelle, wo der Blick einen Buckel in der Wand berührt, verschwinden unsere Spuren. Unsere Eitelkeit kann dem unsichtbaren Stück jede wünschenswerte Steilheit verleihen. „Da war man an der Grenze der Möglichkeiten“, sagt einer von uns. „Auf alle Fälle ganz nahe an der Senkrechten“, antwortet der andere gefälligerweise.

Dann „ersetze“ ich, gelegentlich der beiden lästigen Menschen und ihrer Schreie, meinen Abstieg von den Petits Charmoz (1917) durch eine neue Route; die Ratschläge, die uns barmherzige Führer, die auf der Aig. de l'M. saßen, herüberbrüllten, hatten diese Tat außerordentlich gestört. „Alle Eure Abseilmanöver bringen Euch nur in eine Sackgasse, und wir werden dann gut genug dazu sein, Euch zu holen.“

Erschöpft und geschwächt, wie wir waren, haben wir trotzdem durchgehalten ... und Erfolg gehabt ... Diese guten Apostel beabsichtigten, das erfuhr ich nachher, uns zu entmutigen und die Fahrt später auf eigene Rechnung wieder vorzunehmen. Der Brand der Eifersucht quält auch die abgehärteten Seelen, sogar die von Führern.

Als Städter, für den sich alle Tugenden in die Berge geflüchtet haben, bitte ich dafür um Verzeihung ...

Nebel verbergen uns den Fuß der Felswand jenseits der breiten Rinne. Aber wie schön und schrecklich ist sie doch, diese 450 m hohe Rinne! Reflexe, dunkle Flecken verlassen hier ihren Platz, indem sie unaufhörlich dahingleiten, den Wolken preisgegeben, die der Wind zusammendrängt oder zerstückelt, die hier dichter, dort dünn und fein aussehen.

So wie die elektrischen Lampen auf der Theaterbühne mit einem Schlage ausgehen, hört der Grat hoch oben zu leuchten auf. Dicke schwarze Kumuluswolken strecken ihre Kuppeln über die Kammlinie. Sie greifen das verdüsterte Blau des Himmels an. Die Nebel

der Felswand belecken jetzt den Gipfel des Rimpfischhorns. Diese widrigen Winde — Ost- und Südwestwind — bringen Regen und vielleicht Gewitter.

Ein Donnerschlag — gedämpft und fern — läßt uns aufstehen.

Regelmäßig, ruhig, ohne eine noch immer mißliche Lage zu unterschätzen, steigen wir auf der steilen Rippe, uns an zahlreichere und festere Griffe hängend, regelmäßig in die Höhe. So gemäßigt unser Tempo sein mag, es kommt uns im Vergleich doch schnell vor. Kein Felsen, der eine Sonderstellung einnimmt, keine Stelle, die nicht der vorhergehenden gleiche. Schnell werden die Anhaltspunkte niedriger, aber der Nebel wird sie uns hinfort verhüllen. Plötzlich halten wir auf den Gendarmen, das Ende der Rippe, zu. Im Osten entsteht eine Anhäufung von schwarzen Wolken. Wir folgen jetzt der Kammlinie, einem weißen, wulstartig aufgerichteten Grat, der den Gendarmen mit dem Gipfel verbindet und den höchsten Punkt der vereisten Nordwestwand begrenzt.

Der Wulst beugt sich über die Ostwand. Parallel zum Grat — auf seiner Westseite — und einen Meter unterhalb von ihm gehen wir vorsichtig weiter. Da hier etwas Schnee klebt, kann die Schuhsohle mühelos ausreichende Kerben, einfache Ritzen treten, wo der Fuß ganz sicher faßt.

Da ist die dunkle Masse der Schlußwand; einige Meter Kletterei, ein mühsamer Klimmzug, das hohe Schattenbild eines trigonometrischen Signales ... die Besteigung ist beendet. (16 Uhr.)

Ohne eine Sekunde zu verlieren, machen wir uns an die Abstiegsroute. Regentropfen, Sturmstöße und Zickzackblitze veranlassen uns, ein weniger träges Tempo einzuschlagen. Nachdem sich Lärm und Elektrizität eine kurze Zeit betätigt haben, dreht die Bö ab und beruhigt sich. Der Guß begleitet uns bis zum Schneesattel am Fuße der Wand. Dann kommt eine Schwenkung nach rechts und es geht schnell 180 m hinunter, bei „weichem“¹ Schnee, wie man in Chamoniix sagt.

¹ douce

Schamhaft und keusch hält die Nordwestwand alle Nebel fest, um sich in sie zu verhüllen. Ohne sie sehen zu können, nehmen wir unseren Kurs zum Allalinjoch. Eine Stunde später wandern wir den Allalingletscher hinunter, während sich Unwetter und Aufklärung stetig ablösen und wir abwechselnd durchweicht und getrocknet sind. Eine Bö platzte gerade in dem Augenblick über uns herab, als wir die Tür der Britanniahütte erreichen.

Im Schlafrum ausgestreckt, hören wir den Regen auf das tönende Dach prasseln. — Spät abends treffen wir in Saas ein. Es war auch Zeit. Unsere beiden Unbekannten — Führer aus dem Zermatter Tal — hatten von einer Seilschaft berichtet, die in halber Höhe einer schrecklichen Eiswand festgehalten worden sei. Wir entwischten gerade im richtigen Augenblick der Lächerlichkeit einer Rettungsexpedition und den Spesen für eine unzeitige Aufopferung.



V. ZUMSTEINSPITZE

ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE WESTWAND

Die Gipfel der Monte-Rosa-Gruppe sind in einer langen fast geraden, von Norden nach Süden gerichteten Linie vom Nordend bis zur Signalkuppe (Punta Gnifetti) staffelförmig aufgebaut. Wie ein Chef vor seiner Truppe sondert sich die Dufourspitze durch einen Vorsprung nach Westen ab. Diese vorgeschobene Stellung bildet einen Platz, der für die Beobachtung der Westwand der Zumsteinspitze in jeder Beziehung geeignet ist. Man erfaßt zugleich das Gesamtbild — keine perspektivische Wirkung verfälscht die Dimensionen — und die Einzelheiten.

Am 5. August 1927 hatten wir uns im Verlaufe einer Überschreitung aller Gipfel — vom Schwarzhorn zum Nordend — lange auf der Dufourspitze aufgehalten. Die Eroberung des westlichen Lyskamms über seine Nordostwand, die am Tage vorher ausgeführt worden war, hatte unseren Wunsch gesteigert, die jungfräuliche Zumsteinwand zu besiegen.

Unsere Prüfung schenkte uns die Gewißheit, daß es gelingen könnte, falls man den Steinschlägen auszuweichen vermochte, die besonders nachmittags häufig stattfinden.

Unterhalb der weißen Kuppe, die den Gipfel bedeckt, sind in der Westwand der Zumsteinspitze zwei Schichten deutlich übereinandergelagert. Die untere besteht völlig aus Eis, die obere richtet sich als eine steile aus schwarzen Felsen bestehende Wand auf. Im ganzen ist die Wand etwa 350 m hoch.

Heute ist der 30. August 1930, heute greifen wir die Zumsteinspitze an. Wie beim Lyskamm besteht die Seilschaft aus Kaspar Mooser, dem Träger Joseph Aufdenblatten¹ und mir.

¹ Joseph ist jetzt Führer

Wenn der Schnee noch die Nordostwand des Ostteiles des Lyskammes bedeckt — zwei menschliche Ameisen¹ betätigen sich auf dem Schrund —, so ist der große Eissockel der Zumsteinwand wie glatt gewalzt. Nichts schützt ihn vor dem Westwind, der ihn fast überall ausgeapert hat.

Jetzt liegt die Wand im Schatten, wir müssen also, bevor die Sonne sie berührt, die Kuppel des Gipfels erreicht haben. Die Steinschlaggefahr ist um so ernsthafter, als die vorgesehene Route — eine gerade Linie vom Fuß bis zur Spitze — sich einer Steilrinne bedient, die durch die Felswand zieht.

Die Kälte beschränkt unseren Halt am Fuße der Westwand genau auf die Zeitspanne, die wir zum Anlegen der Steigeisen brauchen. Wir werden von der Hütte bis zum Gipfel nicht mehr rasten.

Gleich zu Anfang treten die Pickel in Tätigkeit. Um mich aufzuwärmen und um uns für einen eventuellen Rückzug größere Sicherheit zu verschaffen, vertiefe ich die Stufen. Wenn auch ein reichlich schwerer Rucksack den Rücken des jungen Joseph aufwärmt, so dringt die Hitze, die er verbreitet, doch nicht bis in die Füße: ich höre wenigstens, wie er hinter mir mit den Füßen stampft.

Ein plötzliches Surren überdeckt all den Lärm der Pickel und der Nagelschuhe. Fast sogleich erscheint mit einem betäubenden Getöse ein Flugzeug.

Seine Kreise bringen es so nahe wie möglich heran.

Es ist unmöglich, ein Wort zu wechseln. Kühn in die Zukunft vorausschauend, denke ich an irgendeine freie Gegend, wo der Bergsteiger gegen das Flugzeug geschützt wäre.

Zu unserer Erleichterung entfernt sich der mechanische Vogel.

Wieder ertönen nur die kurzen Pickelschläge.

Genau in der Achse unserer Geraden ragen in gleichmäßigen Abständen vier ganz kleine Felsinselchen aus dem Eis. Vom Schrunde, den wir 7.30 Uhr überschritten, brachten uns 45 Mi-

¹ An diesem Tage erstiegen die Herren Hoerlin und Schneider die Nordostwand des Lyskammes in unwahrscheinlich kurzer „Zeit“.

nuten ununterbrochenen Stufenschlagens zum ersten dieser Blöcke. Mooser hofft, daß jeder von ihnen über sich ein Schneeband festgehalten hat.

Diese Vermutungen werden zur Wirklichkeit. Viermal machen wir die Feststellung, daß die Freude, einige Meter sehr schnell und ohne Hackarbeit zu gewinnen, zu kurz ist, da ringsum alles glatt, hart und rutschig ist.

10.50 Uhr sind wir mit dem Eis fertig. Der schützende Schatten liegt noch über der ganzen mit Kartätschen geladenen Wand.

Um in das Couloir einzudringen, das die einzig mögliche Route darstellt, kriechen wir zuerst auf der rechten Seite (Süden) an einem horizontalen Band entlang bis zu einem böartigen Kamin.

Nachdem wir ihn passiert haben, gewährt uns auf der linken Seite ein Haken Zutritt zum Couloir, das mit seinen dachziegelartig geschichteten Platten und seinen vereisten Flecken eine beunruhigende Rutschbahn ist. Überall befinden sich sturzbereite Steine und Eiszapfen.

Die Wand, die aus der Ferne schwarz und gleichförmig aussah, enthüllt jetzt, aus der Nähe gesehen, starke Abstufungen. Fahlrot und Rot lösen sich mit Grau in diesen runzligen und körnigen Felsen ab. Die Griffe vermehren sich allmählich, und die Steilheit nimmt ab.

In lebhaftem Tempo steigen wir in die Höhe. Es ist aber auch Zeit, denn wir kommen jetzt aus dem Schatten heraus.

Licht und Wärme umgeben uns. Noch ein Augenblick, und dann wird im Gestein das Leben, das durch Schatten und Frost aufgehalten war, erwachen. Unter uns lösen sich Steine, rutschen und springen in die Tiefe. Bewegung, Lärm und Klarheit bemächtigen sich der schläfrigen Landschaft.

Wir haben soeben das Ende des Couloirs erreicht. Während ich auf einem kleinen eingerahmten Vorsprung sitze, werfe ich einen Blick auf einen Überhang, der ein klares und hartes Profil hat.

Jenseits leuchtet die glanzlose Seite eines Eisgrates rosenfarben auf. Sonnenstrahlen erheben sich, laufen dahin und vereinigen sich. Allmählich steht die ganze Wand in Flammen.

Wir nähern uns der weißen Kuppel, dem reinen und verfirnten Schnee. Fast ohne den Eispickel zu gebrauchen, nehmen wir den Gipfel im Sturm. Um 12,20 Uhr grüßen wir Italien.

Niemals bin ich länger und lieber auf einem Gipfel geblieben. Wir fühlen uns unter dem sanften piemontesischen Himmel wie erschlaft durch ein plötzliches Wohlsein. Lange Stunden liegen vor uns. Weder Kaspar noch Joseph haben sich beeilt, um sich auf die Jagd nach dem Kunden auf dem „boulevard“¹ in Zermatt zu machen.

Zahlreiche Seilschaften, die vom Monte Rosa kommen, nähern sich uns. Verbrannte Touristen, lärmende Führer; bleiche Gesichter mit ausgemergelten Zügen, mit infolge Schlaflosigkeit, Ermüdung und Überdruß tiefliegenden Augen, mit Backen, die infolge des Vaselins grünlich aussehen.

„Bravo, bravo“, ruft eine warme Stimme. Ein aufrichtiges Lächeln erleuchtet das Gesicht eines richtigen Bergsteigers. Führer oder Tourist? Ich weiß es nicht, es macht uns nichts. Es gibt da einen Grad, bei dem man es nicht mehr unterscheiden kann. Von der Dufourspitze aus hat er uns steigen sehen. Er erkundigt sich nach unseren Namen. Bin ich der Blanchet von den Aiguilles du Diable, von der Isolée?

Ich erfahre, daß ich mit einem der Besieger des Grates spreche, der den Col des Hironnelles mit den Grandes Jorasses verbindet. Diesen gefürchteten Grat, den im Jahre 1911 eine ausgesuchte² Seilschaft im Abstieg beging, haben in diesem Sommer Männer erstiegen. Wahrlich, das ist der Mann, der die Grenzen des Wortes „unmöglich“, was den Alpinismus anlangt, erweitert hat, und dies trotz einiger vorübergehend eingeschlagener Haken.

¹ So im Original

² Die Herren Young und H. O. Jones mit Joseph Knubel und Laurent Croux

Unser Rückweg über die Dufourspitze wird uns eine Seilschaft von ungeschickten Menschen zeigen, von denen der letzte mittels lächerlicher Abseilmanöver ernsthaft über leichte und sichere Felsen abstieg.

Am nächsten Tage ging unser Rückmarsch von Bétémps nach Zermatt über Castor und Pollux, über die riesigen Wächten des Ostgipfels des Breithorns und die sehr prächtige Theodulhütte.

VI. LYSKAMM

ERSTE BESTEIGUNG DES WESTGIPFELS ÜBER DIE NORDOSTWAND

Man hat die Capanna Margherita, die auf den Gipfel der Punta Gnifetti gestellt wurde, mit einem Boot verglichen. Wenn sie ein Nebelschleier einhüllt, kann sie tatsächlich Erinnerungen an irgendeine Frau zurückrufen, an eine Gefangene des polaren Eisfeldes, die sich auf einer Eiswooge aufgerichtet hat.

Aber heute, an diesem Julitage des Jahres 1924, verhinderte das harte und glänzende Licht jegliche Täuschung. Die Hütte glich weder einer Arche, die nach dem Rückgang der Gewässer auf einem Ararat aufgesessen war, noch einem Schiffsraum zur Winterszeit.

Wir kamen von der Dufourspitze über die Zumsteinspitze. Zum ersten Male wollte ich auf den Lyskamm, zum ersten Male ging ich auch mit Kaspar Mooser.

Mein Wunsch, die Nacht in dieser Hütte zu verbringen, wurde mir besonders von der Aussicht eingegeben, am Haupttage vom Ausgangspunkt zum Gipfel „abzusteigen“. Tatsächlich liegt die Hütte 4561 m hoch, während der Lyskamm nur eine Höhe von 4538 m hat. Ich wurde auch durch die Hoffnung verführt, die Lichter Mailands von diesem höchstgelegenen Balkon Europas zu betrachten, der über den riesigen Absturz überhängt, der nach Italien abfällt. Aber kein Lichtschein verriet die Lage der Hauptstadt der Lombardei, die durch den Nebel verborgen wurde. Am nächsten Tage kehrte ich vom schimmernden Lyskamm zurück, wörtlich und bildlich geblendet und bezüglich der Gefräßigkeit dieses „Fressers von Seilschaften“¹ sehr beruhigt.

Als ich zwei Jahre später zum zweiten Male mit ihm zu tun hatte, marschierte ich von der Bétempshütte ab. Fast 2000 m Höhen-

¹ Mangeur de caravanes

unterschied sind zu überwinden. Infolge eines außergewöhnlichen Barometersturzes und der pessimistischen Ausführungen des Hüttenwartes hatten wir gezaudert. Der wolkenlose Himmel konnte bloß eine Falle sein.

Doch niemals blieb das Blau des Himmels reiner. Wir nahmen unseren Weg über das Felikjoch und den Westgrat, um beim Übergang das Felikhorn zu pflücken, das nach dem Balmenhorn der unbedeutendste aller 4000er ist. Ein sehr kalter Nordwind verwandelte, mehr noch als die Barometerdrohung, die Wanderung zu einem überstürzten Angriff.

Die einzige Rast hatte während der Fahrt im Schutze einer riesigen Spalte stattgefunden, und nur dort konnte ich mich der Betrachtung überlassen. Auf einer Bank aus Eis sitzend, die stilisierte Blumen schmückten — sie schienen hier und da durch die Risse einer winzigen Schneedecke hindurch —, wurde ich nicht müde, das Spiel der leuchtenden Strahlen an den glatten Säulen und den glänzenden Bögen zu betrachten. Aus einer tiefen fast zu meinen Füßen befindlichen Spalte stieg der schwarzblaue Schatten einer unergründlichen Totengruft¹ herauf. Manchmal spannte ein Wirbel von Pulverschnee, der durch den Nordostwind losgerissen wurde, draußen einen beweglichen Schleier auf, der plötzlich die Lichtreflexe und ihr Schillern zum Erlöschen brachte.

Meine dritte Besteigung übertraf alle anderen an Schönheit und Interesse. Sie eröffnet eine neue Route auf den Westgipfel. Diese Route und die charakteristischen Eigentümlichkeiten werde ich hier beschreiben.

Abgesehen vom Übergang über den Hauptgrat hat jeder der beiden Lyskammgipfel, die einen Kilometer weit auseinanderliegen, seine eigene Anstiegsroute. Die Nordostwand, die den Grenzgletscher beherrscht, ist eine etwa 700 m hohe und sehr ausgedehnte Eiswand, die, je nach Jahren und Jahreszeiten, mehr oder weniger „verschneit“² ist.

¹ crypte im Original (D. H.)

² enneigée im Original

Der Hauptgipfel wurde zum ersten Male über die Nordostwand im Jahre 1890 erstiegen. Die Seilschaft — Norman-Neruda, Ch. Klucker und Jos. Reinstadler — benutzte bei der Besteigung zum großen Teile eine Rippe. Soweit mir bekannt, hat man diese Route nur im Jahre 1911 wiederholt. (M. Carlo Fortina vom C. A. I. mit dem Führer Augusto Welf aus Gressonay.) Der berühmte Bergsteiger Welzenbach und Dr. Wolter wiederholten diese Besteigung im Jahre 1926. Es folgte dann im August 1927 Dr. Kehl aus Berlin mit den Oberlandführern Fritz Amatter und Fritz Suter. Ich bemerkte am 30. August desselben Jahres von der Zumsteinspitze aus eine Seilschaft, die sich an der Nordostwand außerordentlich schnell hocharbeitete. Das waren die Herren Hoerlin und Schneider: in 3 Stunden 20 Minuten vom Schrunde bis zum Gipfel. Endlich erreichte am 26. August 1929 Fräulein Nini Pietrasanìa mit dem Führer Giuseppe Chiara (Alagna) den Lyskamm auf derselben Route (erster weiblicher Sieg).

Im Jahre 1890 war die Seilschaft nicht mit Steigeisen versehen. Bei mehreren späteren Besteigungen wurde die Rippe, deren Aufbau wenig günstig ist, ausgelassen. Heutzutage wird man ihr oft die sehrsteile Wand, diesieflankiert, mit den Eckensteineisen vorziehen.

Mag man sie aber über das Eis oder die Rippe besteigen, die Routen gehen fast ineinander auf: die Nachbarschaft beträgt nur einige Meter Entfernung.

Bereits vor dem Jahre 1890 hatten Alexander Burgener und Moritz v. Kuffner aus Wien an die Eroberung der Nordostwand gedacht. Es wurde auch mit der Ausführung dieses Planes begonnen. Wie Klucker, von dem das Alpine Journal (Mai-Nummer 1928, S. 116) über diese Angelegenheit einen interessanten Brief bekannt gibt, habe auch ich das Datum nicht feststellen können. Die Route, die man sich vorgenommen hatte, unterschied sich völlig von der Nerudas. Burgener rechnete damit, sich gleich zu Anfang ganz westlich von der senkrechten Linie, die vom Ostgipfel¹ herabzieht,

¹ Auf 300 m würde diese Route mit der zusammengefallen sein, von der wir hier berichten werden

in die Höhe zu arbeiten. Er wollte dann in halber Wandhöhe auf der linken Seite, d. h. nach Osten zu, zum Hauptgipfel schräg ansteigen.

Um den ersten Teil der Besteigung zu erleichtern, schickte er an die Stelle, wo der Anstieg beginnen sollte, am Tage vorher die Brüder Kalbermatten aus Balen, mit dem Auftrag, einige hundert Stufen zu hacken. Eine Lawine riß sie nicht weit vom Bergschrund mit sich und trug sie auf den Gletscher hinab. Unbeschädigt richteten sich die beiden Führer wieder auf, aber der Besteigungsplan wurde fallengelassen.

Von der Bétempshütte aus gesehen wirkt der 4478 m hohe Westgipfel, der etwas niedriger ist, noch eindrucksvoller als sein Zwillingsgipfel. Er macht einen nicht weniger individualistischen Eindruck. Wenn auch seine West- und seine Nordwestwand mehrere Male bestiegen worden sind, war im Jahre 1927 seine Nordostwand noch jungfräulich geblieben.

Eine Felsrippe stellt die Verbindung zwischen dem Greizgletscher und dem Westgipfel her. Im unteren Teil macht sich eine Steilheit bemerkbar, die fast 60 Grad beträgt, die aber weiter oben bis auf 45 Grad oder sogar 40 Grad heruntergeht.

Die Westflanke der Rippe — von Bétemps sieht man das sehr gut — ist eine ansehnliche Wand, die fast immer schwarz aussieht, wenn sie nicht leicht mit Schnee gesprenkelt ist. Von Osten gesehen beschränkt sich die ansehnliche Rippe aber auf einen winzigen und langen dunklen Strich, der in dem weißen Profil der Eiswand kaum zutage tritt. Auf halber Höhe sieht man sie von Osten wie auch von Westen her verschwinden, unter dem übermäßigen Druck von überhängenden Seraks, um weiter oben wieder aufzutauchen.

Auf beiden Seiten dieses unterirdischen — oder vielmehr untergletscherten — Verlaufes der Rippe ist der Anblick der Wände entmutigend.

Bei Mooser wie bei mir bestand eine Teilung zwischen dem Wunsche, eine Route auf den Westgipfel längs der Rippe zu erzwingen, und der Furcht, falls man nicht durch einen Seraksturz

zermalmt wurde, wenigstens in halber Höhe zu scheitern. Dr. Kehls glückliche Besteigung des Hauptgipfels brachte uns zum Entschluß, denn Eis und Schnee hatten sich als sehr günstig erwiesen. So wurde das die Schlußfolgerung einer Zusammenkunft mit dem Berliner Bergsteiger, der einige Tage später den Mont Blanc über den Péteretgrat besteigen und sich dabei eine teilweise neue Route bahnen sollte.

Ein vorhergehender Spaziergang auf das Stockhorn — bei dieser Gelegenheit stattete ich dem Gornergrat meinen ersten Besuch ab — sollte uns eine alles umfassende Aussicht auf die Nordostwand und die Einzelheiten der fürchterlichen Seraks bieten. Wir vergaßen aber, unsere Zeissferngläser mitzunehmen, die Prüfung blieb daher ohne praktische Bedeutung.

Wir stimmten aber beide darin überein, daß die Serakzone wie ein Herz aussah, und hinfort bezeichneten wir sie nur noch mit diesem Namen.

Nachdem wir am 4. August 1927 sehr früh auf der Bétempshütte eingetroffen waren, gingen wir als die ersten schlafen mit der Absicht, uns als die letzten zu erheben. Und wir konnten unsere Leiber auf dem Lagerstroh in der besten Ecke des Schlafraums ausstrecken.

Wir hatten uns den jungen Träger Joseph Aufdenblatten mitgenommen, der wie Kaspar Mooser aus Täsch stammte.

Die Fallen des Grenzgletschers sind mit einer Decke überzogen, die aus festem und hartem Schnee besteht. Sehr schnell stiegen wir über den Gletscher an bis zu unserer Einstiegstelle hinauf.

6.35 Uhr machten wir am Fuße der Nordostwand etwas jenseits der Felsrippe halt. Trotz der sehr milden Temperatur bestrichen wir unsere Hände mit einer gegen Sonnenbrand schützenden Salbe¹ in der Voraussicht, daß unsere Finger mit dem Eis wohl längere Zeit in Berührung kommen würden.

¹ Das Rezept der Salbe: Weiße Vaseline 40 g, Weißes Wachs 40 g, pulv. Kampfer 0,50 g

Von einer Lawinenbahn war keine Spur vorhanden. Als ich mir zu diesem günstigen Anzeichen Glück wünsche, meint Mooser: „Meinerseits ziehe ich die bereits abgestürzten Seraks denen vor, die noch abstürzen sollen.“

Links von der Rippe zieht sich eine harte und gut haftende Schneedecke hin. Das „Serakherz“, der Schlüssel des Problems, beherrscht uns auf 250 bis 300 m.

Nachdem wir die Steigeisen sorgfältig befestigt haben, brechen wir auf. Zwei Schründe verteidigen den Zugang zur Nordostwand in sehr schlechter Weise: feste und starke Brücken bilden den Übergang. Wir brauchen kaum 5 Minuten von dem einen zum anderen Schrund. Aber sind nicht die Stellen die schlimmsten Fallen, wo man am leichtesten eindringt?

Trotz der außerordentlichen Steilheit der Wand steigen wir sehr schnell empor, und die frisch geschärften Steigeisen befreien uns von jeglichem Stufenschlagen. Die Tätigkeit des Eispickels beschränkt sich auf die eines einfachen Spazierstockes.

Ein unsichtbarer Stein pfeift in der sehr ruhigen Luft an meinen Ohren vorbei.

Unsere Anstiegslinie verläuft etwas schräg. Tatsächlich nehmen wir uns vor, das „Herz“ an der Stelle zu erreichen, wo die Seraks auf die Rippe überhängen, um uns dann auf einen aus Eis bestehenden Eselsrücken zu schwingen, der auf sie folgt. Der Aufbau des Herzens eben — darüber geben wir uns bereits Rechenschaft — schreibt uns übrigens diese Route vor. Fortgesetzt beobachten wir die oberen Wandteile. Linker Hand tauchen einige Felsen auf, von denen zweifellos das Geschoß entwichen ist, das mich soeben gestreift hat. Allmählich biegt sich die Wand teilweise trichterförmig einwärts, eine Formung, die völlig geeignet ist, das Feuer vom Lyskamm sich auf uns vereinigen zu lassen.

In einer Stunde haben wir 300 m gewonnen. Nach einer guten und langen Nacht kommt man schnell in die Höhe, besonders aber, wenn die Sonne damit beginnt, all das über unseren Häuptern frei zu machen, was der nächtliche Frost fest verbunden und zusammen-

geschweißt hat. Ab und zu legt das Vorbeisausen von Steinen Zeugnis dafür ab, daß unsere Arbeit gefährlich ist.

Triumphschreie zerreißen die friedliche Luft. Das sind die Helden vom Monte Rosa. Sie brüllen ihren Stolz darüber hinaus, daß sie den zweithöchsten Gipfel der Alpen betreten haben. Diese Brüllerei und das Jodeln¹ lassen in mir diesen Lungen und diesen mächtigen Kehlköpfen gegenüber einen dankbaren Gedanken entstehen. Haben sie nicht gestern abend ihre Begeisterung zurückgehalten, um mich einen ungestörten Schlummer kosten zu lassen?

Rechter Hand dicht bei uns taucht die Rippe schon unter das Eis. An ihre Stelle ist ein überhängendes, weiß glänzendes Profil getreten.

Unsere Route, die immer schräger verlief, wird sich jetzt bis zur Horizontalen senken. Trotz der phantastischen Schönheit der in kühnem Gleichgewicht dastehenden Hochbauten denken wir besonders daran, aus dem zu vortrefflichen Trichter herauszukommen, der mit senkrechten vielsagenden Nuten geriefelt ist.

In gleicher Höhe wird uns ein enges Band in angemessener Entfernung den Eintritt in das „Herz“ gewähren. Werden Moosers unfehlbare Technik und unser hartnäckiger Wille mit diesen Seraks fertig werden, die aus der Zermalmung der über den Abgrund überhängenden Eismassen entsprungen sind? Die Steilheit nimmt bis zum äußersten zu.

An Stelle der immer dünner gewordenen Schneedecke ist blankes Eis getreten. Der Eispickel des leader² bahnt uns mit straffen und genauen Hieben den Weg. Unsere Hiebe erweitern die Stufen und befreien sie von den Trümmern, die von allen Seiten herfliegen. Die Seilschaft scheint auf den Stufen, deren Aushöhlung immer länger dauert, unbeweglich geworden zu sein. Wir streifen die glatte, steiler aufgerichtete Wand. An das Eis geschmiegt kommen wir uns vor, als ob wir in die senkrechte Linie gedrängt wur-

¹ Jodels im Original

² So im Original, heißt „Leiter“

den. Bald wirft Mooser, um sich für den Arm und die linke Schulter Platz zu verschaffen, große bläuliche und grünliche Schuppen hinter. Kerben, richtige Griffe, sichern uns das Gleichgewicht. Von neuem geht es in die Höhe. Die Kerben dienen uns bald als wirkliche Stützpunkte für Klimmzüge. Denn Mooser trifft bezüglich der Stufen eine dem größten Seitenschritt seiner largen Beine — die wahren Beine aus Täsch — entsprechende Anordnung. Um ihm folgen zu können, verlassen wir, d. h. Joseph und ich, uns lieber auf unsere in die Griffe verkrallten Finger als auf unsere zu kurzen Beine.

Langsam arbeitet sich Kaspar rechts hoch, indem er mit beharrlicher Geduld und Sorgfalt Stufe an Stufe fügt. Eine Stunde lang ertönen ununterbrochen seine Pickelschläge, von denen man jetzt 60, 70 und sogar 80 je Stufe rechnen muß.

Wir sind erst eine Seillänge, d. h. 25 bis 30 m, weitergekommen. Trotzdem wird das genügt haben, um uns den Lyskamm auszuliefern. Tatsächlich höre ich, wie Mooser, als Schattenbild gegen den blauen Himmel auf dem „Eselsrücken“ aufgerichtet, sagt: „Jetzt haben wir dich, du Charogne!“¹ Das Seil spannt sich zwischen uns beiden. Ich beeile mich, da ich begierig bin, etwas zu sehen. Joseph ist dicht hinter mir, trotz seines dicken und schweren Rucksacks stets flink.

Von jetzt ab riegelt nichts mehr unsere Route ab, falls es nicht weiter oben eine lange, dünne schräge Spalte tun sollte.

Wir haben das „Herz“ an der einzigen verwundbaren Stelle überschritten. Rechts und links entfernen sich die Seraks, und vor uns richtet sich majestätisch eine regelmäßige schneebedeckte Wand auf. In nicht mehr sehr großer Entfernung zeichnet sich der Kammgrat, der links von seiner Verbindungsstelle mit der eisfreien Rippe zu einer Einsattlung ausgehöhlt ist, am Himmel ab. Dieses letzte Stück der Rippe — von der Bétémphütte gesehen, würde man es für wenig abschüssig halten — ist sehr steil. Es schrumpft zu einer recht schlanken Kante zusammen. Aber seine

¹ So im Original. Charogne = Aas (D. H.)

Felsen sind dachziegelartig geschichtet und mit Glatteis bedeckt. Deshalb werden wir die Rippe bis ans Ende nicht benutzen, aber parallel zu ihr ganz nahe entlanggehen.

Plötzlich brechen wir in weichen und sehr schweren Schnee ein, unter dem unsere Füße auf dem Eis ins Gleiten kommen. Nachdem aber unsere Eispickel gerade in Tätigkeit getreten sind, wird der Schnee wieder fester und allmählich sehr gut.

Von 9 Uhr bis 9.45 Uhr bewilligen wir uns in einer Landschaft und bei einer Beleuchtung, deren Charakter weder Feder noch Pinsel wiedergeben könnte, eine viel zu kurze Rast. Der Gegensatz zwischen dem eleganten und geschmeidigen Kammgrat und dem groben Profil, das sich östlich zwischen die Route Neruda und die unserige schiebt, ist außerordentlich. Da steht eine riesenhafte Eisscholle, deren oberster funkelnder Teil senkrecht ist. In unserer Höhe wirkt er wie tief dunkelblau schattiert. Weiter unten schneiden ihn erschreckende Überhänge ab. Er hält sich durch ein Gleichgewichtswunder. . . .

Ganz in der Nähe verschwindet unsere Spur im leeren Raum.

Nachdem wir eine Viertelstunde lang schnell gestiegen sind, fällt die Steigung auf kaum 30 Grad, wir befinden uns vergleichsweise auf einem richtigen Absatz. Der topographische Atlas bringt das mit bemerklicher Genauigkeit vermittels eines sehr deutlichen Abstandes der Schichtlinien zum Ausdruck. Die Nordostwand des Hauptgipfels läßt ein Äquivalent für diesen Absatz nicht zu. Auch muß ihre mittlere Steigung die unserer Route übertreffen. Ich zweifle indessen, daß sie steilere Teile zeigt. Die 300 m, die den Basisschlund beherrschen, das „Herz der Seraks“, sind vielleicht fürchterlicher als die schlimmsten Hindernisse der Nerudaroute. Dagegen würde die Schlußwand unserer Route in keiner Weise mit den letzten steilen Abdachungen des Westgipfels wetteifern können. Hier ist die lange schräge Spalte in der Achse unserer Route selbst die sicherste Brücke. Jenseits richtet sich die Wand wieder kräftig auf, und einige Minuten lang kommt wieder blankes Eis zum Vorschein. Bald fassen die Steigeisen aber wieder.

Wir treffen hier auf eine ganz besondere Schneearart. Sie ist hart und körnig, wie ein Schaumlöffel mit Löchern versehen.

Eine merkwürdige Erosionsstelle hat uns eine Reihe von Stufen oder vielmehr von Vertiefungen bei beträchtlicher Höhe und Breite erspart.

Ganz links richtet sich mit einer geometrischen Regelmäßigkeit die wohlbekanntete Kante auf, die den Hauptgipfel stützt.

Rechts beschränkt die schwarze Rippe das Gesichtsfeld. In schroffem Gegensatz zum Glanze des Eises scheint das Blau des Himmels nach Maßgabe unseres Hochkommens dunkler zu werden. 11,15 Uhr stoßen wir auf den leicht einwärts gebogenen Grat.

Plötzlich werden grüne Täler sichtbar, die die ermüdete Netzhaut sich ausruhen lassen. Entzückt und erfrischt bleibt der Blick an der lachenden Tiefe haften. Dann eine Viertelwendung nach rechts: wir eilen über die Kammlinie auf den westlichen Lyskamm hin, auf das Ende der Felsrippe, wie wir glauben.

Ein Irrtum. Das Ziel verbirgt sich mehr nach Westen zu. Wir stürzen uns auf einen weißen Buckel und dann auf einen anderen. Endlich treffen wir auf Felsen. Nachdem wir 15 Minuten ungeduldig gelaufen sind, werfen wir die Rucksäcke auf den Boden. Wir stehen auf dem Westgipfel.

Bei drückender Sonne verfolgen wir eine Stunde später das Gratstück bis zum Hauptgipfel (4538 m S. A.). Dann kommt der leichte Abstieg zum Lysoch. — Doch wo sind die schrecklichen Wächten?

Am nächsten Tage verlassen wir etwas vor Tagesanbruch die Capanna Gnifetti. Innerhalb einer Zeit von 8 Stunden 40 Minuten besuchen wir das Schwarzhorn, die Ludwigshöhe, die Parrotspitze, die Punta Gnifetti, die Zumsteinspitze, die drei Gipfel der Dufourspitze, das Nordend.

Auf der Dufourspitze wird eine längere Rast eingeschaltet, um die Nordostwand des Lyskamms wieder zu betrachten. Dann schweift unser Blick zur noch jungfräulichen Westwand der Zumsteinspitze und sondert sie von ihren Nebenbuhlern ab. Am 30. August gehörte sie uns.

Aber kommen wir auf den Lyskamm zurück: einige Erwägungen praktischer Art werden für diejenigen Bergsteiger nicht ohne Nutzen sein, die den Wunsch haben, unsere Route zu wiederholen.

Bis zum Eisbruch bleibt „das Herz“, unsere Route, den Serakstürzen ausgesetzt. Tatsächlich riegelt eine von überhängenden Seraks durchbrochene Linie fast durch und durch die ganze Nordostwand ab.

Nur die Rippe der Neruda-Kluckerroute entzieht sich ihrer Drohung. Klucker hat sich dazu in dem Sinne geäußert (siehe Alp. Journal Nr. 236, Mai 1928, S. 116), daß diese Seraks im oberen Teile unserer Route besonders bemerkenswert seien. Jenseits des „Herzens“ besteht diese Gefahr indessen nicht. Die Stunde, in der die Seraks gewöhnlich herabstürzen, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. In Wirklichkeit macht es nichts aus, wann das geschieht. Wenn es sich um kleine Steine handelte, die auf einer Schnee- oder Eiswand liegen, würde man beim ersten Sonnenstrahl erzittern und sich erst bei Nacht beruhigen können. Aber die Wirkung von Kälte und Hitze tritt bei so riesigen Massen nicht plötzlich ein.

Was die Lawinen anlangt, so erlauben es Temperatur, Windrichtung und Schneebeschaffenheit, ihren baldigen Sturz vorherzusehen.

Die ganze Route des Jahres 1907 ist dieser Gefahr ausgesetzt. Eine Ausnahme ist der Durchgang durch das „Herz“: hier würde die Lawine über die Bergsteiger hinwegspringen, ohne sie zu berühren.

Bei einer so hohen und steilen Wand ist es, wenn sie eingeschneit ist, wichtig, von zwei Grundsätzen nicht abzugehen:

1. sich schnell vorwärts zu bewegen, um die lange Zeitdauer der Besteigung zu verringern, 2. den unmittelbaren Anstieg den Zickzackwindungen vorzuziehen, die den Atem schonen. Es ist unnütz, an die Gefahren einer horizontalen Route auf einer so steilen Fläche zu erinnern: die Seilschaft ist auf einer Wandbreite verwundbar, die der Seillänge entspricht. Für die Lawine, die durch



die fortgesetzt von den Füßen ausgehöhlten Löcher vorbereitet wird, ist das die Linie, wo die Schneemassen naturgemäß abbrechen. Nicht jeder wird so viel Glück wie die Kalbermatten haben, die, nachdem sie gleich anfangs abgestürzt waren, mit der Furcht davonkamen.

Bei einer derartigen Expedition kommt es vor allem darauf an, in enger Verbundenheit nach dem Zusammenwirken günstiger Verhältnisse zu forschen. Der Seilschaft, die es verstanden haben wird, mit Geduld zu warten, und, sobald der Entschluß gefaßt ist, unmittelbar zur Ausführung überzugehen, werden Erfolgsmöglichkeiten beschieden sein.

VII. BREITHORN (4171 m)

ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE WESTWAND

Auf der Gandeggütte dreht sich alles nur um die Besteigung des Breithorns auf der üblichen Route. Der Tourist verbringt die Nacht am Fuße des Kleinen Matterhorns. Er hat die linksliegende steile und gestrenge Westwand des Breithorns nicht sehen können. Bei der Rückkehr vom „Zermatter Mont Blanc“ hat er, vollgepfropft von der Panoramaaussicht, keine Augen, um nach dem Ziel dieses langen, endlosen Theodulgletschers zu suchen.

Gerade vom Kleinen Matterhorn aus kann man die Einzelheiten dieser etwa 450 m hohen Wand studieren. Die Entfernung reicht dazu aus, und die Höhe ist günstig. Die Wand richtet sich, mit einer Eiskappe auf dem Haupte, jenseits einer schneebedeckten Hochfläche auf, aus der sie zu entspringen scheint. Der Punkt 3688 der Karte bezeichnet das westliche äußerste Ende dieser Hochfläche. Ein Eishang, wo ein langer Bergschrund verläuft, eine immer steiler werdende Felswand, endlich, über die Wand überhängend, eine richtige Mauer wie die einer polaren Eisscholle, deren Höhe von Norden nach Süden zu abnimmt, das sind die Elemente, die diese Wand bilden. Die Eismauer ist nichts anderes als die Kante der senkrecht abgeschnittenen Eiskappe.

Am 27. Juli 1888 erreichte M. G. W. Prothero nach dem Aufbruch von Riffelalp unmittelbar den Sattel am Kleinen Matterhorn (3760 m). „Hat man einmal den Fuß des Kleinmatterhorngletschers erreicht“, berichtet der „Clubführer durch die Walliser Alpen“, Band III, S. 9, „so steigt man auf dem Gletscher in die Höhe, bis man an Triftje vorbei ist, und erreicht den Anfang des sehr steilen Seitengletschers, der sich an die große Felswand des Breithorns anlehnt. Man erstelgt den Schnee- und Felsgrat, der die linke Kante dieses überhängenden Gletschers bildet, und gelangt so auf die Schulter, Kote 3688 m (sieben Stunden ab Riffelalp). Von dort aus

kommt man über ein leichtes Schneefeld in einer halben Stunde auf den Gipfel.“

In einem Jahre, wo die Schneelage eine außerordentliche Dicke aufwies, war die Route Prothero es wert, versucht zu werden.

Wir hatten soeben an der Nordwand der Pointe de Zinal festgestellt, daß die Gletscher sich in der günstigsten Verfassung befanden. Die Spalten waren verstopft oder mit Brücken versehen und die Wände mit festem und gut anhaftendem Schnee bedeckt. Eine Vereinigung der geschilderten Route mit der Besteigung der Westwand — unsere Untersuchung hatte uns ihre Jungfräulichkeit enthüllt — wurde sogleich ins Auge gefaßt und sofort beschlossen. Bei Kaspar Mooser gab es von der Vorstellung bis zur Ausführung nur einen Schritt.

Wir werden also von Riffelberg abmarschieren und dabei wenigstens eine Stunde gewinnen. Und dann verbindet mich ganz besonders eine rührende Zuneigung mit diesem Hotel von früher her, das sich sehr von den stolzen Karawansereien unterscheidet, die den Zermatter Himmel zerkratzen.

Am 16. August verlassen wir 4.30 Uhr das gastliche Haus. Alles schläft dort noch, bis auf ein Licht, das bald erlöschen wird. Wir steigen zum Gletscher¹ hinab. Nicht ohne bisweilen zwischen langen Spalten zu kreuzen, schneiden wir ihn schräg bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Kleinmatterhorngletscher. Hier beginnt der lange, direkte Anstieg, der von Punkt 2566 bis zu der Hochfläche, zur Höhe von 3688 m, führt und jenseits davon zum Sattel.

Für uns bleibt diese glückliche Wanderung ohne geschichtliche Bedeutung. 9.35 Uhr treten wir bereits aus dem Schatten. Da liegt die Hochfläche, die die Sonne überflutet.

Es ist schwer, eine packendere Landschaft zu finden. Ihre Schönheit ist aus Gegensätzen gebildet. Nach Süden zu dehnt die Hochfläche ihre friedlichen Wellenlinien aus. Ein sehr weißer Grat, der zu einer eleganten schneckenartigen Verzierung umgebogen ist,

¹ Gornergletscher (D. H.)

trennt sie von der Gegenseite. Linker Hand steht, dunkel und furchtbar, die Westwand des Breithorns da. Rillen höhlen sie aus, von denen die einen tief schwarz, die anderen fahl aussehen. Stellenweise ist die Wand mattweiß gesprenkelt. Kein Glanz liegt auf ihrer Krone, die aus düsterem und glanzlosem Eis besteht. Nur ganz oben am Gipfel wird sie schon von der Sonne berührt: eine Flamme läuft über den Endgrat, und im äußersten Norden umsäumt das Licht die Ränder eines dreieckigen Risses. Wie unter der Wirkung dieser feurigen, tief eingesprengten Ecke breitet sich das Eis nach links aus und zeigt gegen den Himmel zu seine überhängende Masse im Querschnitt.

Im Westen erhebt sich über ein vertieftes Tal hinweg, das ein blauer Schatten ausfüllt, das scharfe Schattenbild des Kleinen Matterhorns.

Eine halbe Stunde später gehen wir an dem gähnenden Schrund entlang. Halbwegs überschreiten wir ihn mühelos vermittelt eines Schneepropfens, der ihn verstopft. Darüber reckt sich bis zu den Felsen eine ausgeaperte Eiswand in die Höhe.

Der Abkürzung halber wollen wir gleich zu Anfang versuchen, den Anfang einer Felsrippe zu erreichen, die mehr nach links zu 40 m unterhalb der Wand aus ihr herausragt.

Eine lange Stunde verfließt, bis die ohne Aufschub ausgehöhlten Stufen die Diagonale punktiert haben, die die Schrundbrücke mit der Kante, auf die wir es abgesehen, verbinden soll. Letztere gewährt uns mit ihren brüchigen Felsen eine leichte Route. Sie verläuft dann, etwas gewunden und steiler werdend, quer durch die ganze Wand. Zwei Steilrinnen rahmen sie ein. Die linke läßt nur einen einzigen meergrünen Strom sehen, die andere scheint in ihrem oberen Teil trocken zu sein.

Über unseren Häuptern richtet sich hoch oben der Rand einer mit Rissen durchzogenen Eiskappe auf. Sie bildet eine ernsthafte Drohung, die auf der Hochfläche durch Trümmerhaufen unterstrichen wird. Uns bleiben aber noch einige Stunden, bevor die Sonne die Eiskappe von Südwest her trifft.

Oft ist es leichter, eine Wand zu ersteigen als sie zu beschreiben. Zweifellos dachte ich an diesem 16. August anders. Aber wie sehr würde ich heute der Last der Schreibfeder die des feindlichen, am Handgelenk aufgehängten Eispickels vorziehen. Nicht daß die Zeit die Erinnerungen fortgerafft hätte, wohl aber die Fähigkeit, sie ohne Eintönigkeit wachzurufen, wenn es so wenig Mannigfaltigkeit im Aufbau der Felsen und in der anzuwendenden Technik gibt.

Bald arbeiten wir uns auf den Flanken der Rippe, bald auf ihrem beschwerlichen Rückgrat in die Höhe.

Um einige Meter zu gewinnen, dringen wir manchmal in eine der Steilrinnen ein, die die Rippe voneinander trennt, allerdings ohne die Rinnen zu überschreiten. Die Vereinigung dieser Elemente verleiht der Besteigung stellenweise einen schraubenförmigen Charakter. Während das Gestein anfangs runzlig und brüchig ist, stellt es uns allmählich immer glattere Platten entgegen. Die Steilheit nimmt zu. Oft scheinen Überhänge die Route zu versperren und erinnern mich daran, daß wir es versäumt haben, ein Hilfseil mitzunehmen. Hier und da bedeckt Glatteis eine Platte, die zu umgehen unmöglich ist.

Der Belag ist zu dünn, um Kerben hineinschlagen zu können, oder er haftet zu fest, um ihn zum Abspringen zu bringen. Wenn mal glücklicherweise zwei oder drei Nägel einer Sohlenkante dabei auf irgendeinem Geröll fassen, das der Frost zusammengebackt hat, schleicht man darüber hinweg, ohne es zu wagen, sich darauf zu stützen. Anderswo gibt es dann den riesigen Spreizschritt oder den gewagten Sprung. Einmal genießen wir das äußerst akute Vergnügen, gleichzeitig eine gewisse, 35 m hohe Platte zu erklettern, die mit einem bläulichen und glänzenden Überzug versehen ist, der glatt wie Glas ist.

Zwei Stunden peinlicher Arbeit haben uns an die Eiswand herangebracht. Ein verengter Kamin — der einzige gespaltene Durchgang in dieser ganzen Wand — trotz Kaspars Ladeprofil. Außerdem hängt der Kamin über. Man muß wieder absteigen und den Rucksack unten ablegen.

Erleichtert und schlanker geworden, schiebt sich der leader¹ von neuem im Kamin in die Höhe. Ich unterstütze ihn oder treibe ihn mit der Hand und dann mit dem Eispickel vorwärts. Wenn er dann allein auf seine Hilfsmittel beschränkt ist, kann man sehen, wie er sich wie ein Wurm windet, sich streckt, sich entspannt, sich wieder streckt. Bald sehe ich nur noch zwei Beine sich im Raume bewegen: der Rest meines Führers ist verschwunden. Dann schleppt uns das Seil hoch, das heißt die Rucksäcke und mich.

Die höchste Stelle der Felsen, unmittelbar am Anfang der Eismauer, die jetzt in Reichweite vor uns liegt, bildet eine schrecklich steile Fläche, die sich nach Süden hin fortsetzt und die von weißlichem, hartem Eis bedeckt ist. Von der Hochfläche aus gewährte dieses versilberte Band — das genau an der Grenzlinie des Fußes der Eishaube und der letzten Felsen liegt — das einladende Bild eines fast ebenen Bandes. Bis sich der direkte Ausweg durch die Eiswand darbietet, ist das die Route, der wir folgen werden, die sich mit uns jetzt in gleicher Höhe befindet und nach Süden weitergeht. Wir können nur eine Seillänge weit sehen. Hier gibt es Blätter aus durchbrochenem Eis, Anhängsel, die bereit sind, sich zu lösen, oder riesige flachgewölbte Überhänge — an ihnen oder unterhalb von ihnen wird man sich einschmuggeln müssen.

Von Italien her treibt der Wind dunkle Nebel über uns fort, und die Hitze wird intensiv. Trotz dieser Gewitterverbote bleibt der Himmel im Norden ganz rein.

14 Uhr. — Unbeweglich warte ich auf einer Eisstufe. Kaspar arbeitet ununterbrochen mit dem Pickel auf dem Bande in südöstlicher Richtung weiter. Eine halbe Stunde lang werde ich die erstaunlichste Landschaft betrachten und meiner Erinnerung einprägen können. Gerade über mir ragt wie ein Flügel einer offenen Tür eine Platte vor, die absturzbereit ist. Und sie ist auch wirklich an Türangeln aufgehängt, die aus Eis bestehen. Die Sonne entsendet quer durch ein in den schwarzen Wolken befindliches Loch ihre senkrechten Strahlen.

¹ So im Original (D. H.)

Mit einer hartnäckigen Genauigkeit legen sie sich wie die Flamme am Lötapparat des Rohrlegers auf die Türangeln. Unter mir verschwindet die Wand in flüchtigen Linien. Ganz unten erscheint die Hochfläche zwischen Nebelrissen. Hinter und vor mir steht die Eiswand. Tropfenweise fällt das Wasser von den Eiszapfen herunter. Es sickert durch die Risse. Der tiefe, dreieckige Riß öffnet sich mit seinem intensiven, unwirklichen Blau, wie ich es niemals gesehen, auf weniger als dreißig Meter.

Er spaltet die Wand bis auf dreiviertel ihrer Höhe.

Ich muß immer länger warten. Manchmal mache ich vor dem blendenden Glanz der leuchtenden Eismassen die Augen zu.

In meinem müden Gehirn jagen sich kaleidoskopartig in Hast lieber Erinnerungen an Bilder als an Gedenken; Bilder, die manchmal kindlich, oft grotesk sind.

Dann bemächtigt sich die Schläfrigkeit meiner. Als ich wieder zu mir komme, heften sich meine Augen an den glänzenden Stahl von Kaspars Pickel. Stumm und verbissen hackt er Stufe für Stufe in das immer härter werdende Eis. Pausenlos ertönen die Pickelschläge. Und dann wird behauptet, daß gewisse Theoretiker des Alpinismus daran glauben, daß Seraks infolge der Wirkung nur eines einzigen Wortes einstürzen könnten! Das übertrifft noch die Trompeten von Jericho . . . Ich fühle mich nicht zu Wundern aufgelegt, und Kaspar hat besseres zu tun als zu schwatzen. Trotzdem uns die Versuchung lockt, ist kein Wort gesprochen worden.

Das Seil hat etwas nachgelassen. Mit der linken Hand in eine Kerbe verkrampft, die in die Eiswand gemeißelt worden, sichert sich der Führer sein Gleichgewicht und stellt einen Fuß vorwärts, der sich vorsichtig daran macht, die nächste Stufe abzutasten . . . und sich sogleich wieder zurückzieht. Trotzdem die Stunde entflieht und die Sonne drängt, macht Mooser nach seiner Methode von neuem die rebellische Stufe zurecht, vergrößert sie und verbessert ihr Gefälle.

Mir ist plötzlich übel geworden, als ich soeben das Eis sich über mir habe bewegen sehen. Eine reine Täuschung der Sinne. Nur die Wolken bewegen sich, die immer schneller über den Gipfel

des Breithorns flüchten. „Kein Seil mehr“¹. — „Kommen“¹. Jetzt fange ich mit dem Quergang an. Die Kerben — wirkliche Handgriffe — gestatten es mir, mich von einer Stufe zur anderen auszustrecken, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Noch ein Augenblick, und wir sind beisammen. Dann fängt Mooser mit dem Stufenschlagen wieder an.

Jenseits einer Ecke zeigt es sich, daß die Wand nach rückwärts zurückgesprungen ist. Das Band, dessen unterer Rand geradlinig bleibt, erweist sich als ebensosehr verbreitert. Um an den Fuß der zurückgesprungenen Wand gelangen zu können, werden die Stufen diesmal staffelförmig angelegt. Dann nehmen wir längs der weniger hohen Mauer den Flankenmarsch wieder auf.

Eine neue Ecke, ein neuer Rückgang der Richtung. Wir steigen ein zweites Mal direkt hoch. Der Neigungswinkel beträgt hier fast 70 Grad. Eine kleine beschattete Wächte beherrscht uns. Über ihr läßt die Steigung soweit nach, daß endlich etwas Schnee daraufliegt. Letzteres ist aber Euphemismus. Tatsächlich ist der auf der vereisten Oberfläche liegende schwere und wässerige Schnee abrutschbereit. Infolge der Lawinendrohung beeilen wir uns, mehr durch Furcht als durch die Gewißheit angestachelt, daß der Sieg bevorsteht.

Schon greift der leader² die Wächte an und bahnt sich freien Durchgang. Am jenseits eingebohrten Eispickel zieht er sich hoch, setzt sich wieder in Gang und verschwindet. In wenigen Sekunden bin ich wieder bei Mooser. Wir befinden uns auf der Eiskappe selbst. Die Spuren liegen dort ganz in der Nähe.

Unsere Bergschuhe vertiefen jetzt die Spuren der Touristen, die zahlreich von Breuil oder von Zermatt gekommen sind. Vermählt sich Kaspars Fuß mit dem Fußabdruck irgendeines Berliner Bankiers? Oder mit dem eines italienischen Tenors? Oder überdies mit dem eines Genfer Bezirkschefs? Wenn ich mir Moosers Gang ansehe, würde ich mich vielmehr für den Fuß des „fliegenden

¹ So im Original (D. H.)

² So im Original (D. H.)



Holländers“ entscheiden, der gerade hier morgens durchgekommen ist, auf dem Marsch zur Eroberung des Monte Rosa über Pollux, Castor und Lyskamm¹.

Zehn Minuten später — 16.10 Uhr — richten wir uns auf einem breiten ebenen Grat auf. Der Schnee scheint hier in einem fürchterlichen Durcheinander durch Tausende von Kämpfern niedergetreten zu sein, die sich in zusammengedrängten Wellen erbittert in einen erbarmungslosen Kampf Mann gegen Mann gestürzt haben.

Solch ein Gipfel ist das. Zu dieser späten Stunde macht ihn uns niemand streitig.

Die schwarzen Haufenwolken Italiens haben sich gesenkt. Schwer lasten sie auf dem Val d' Ayas und werden hinten nach dem Theodulpaß gedrückt. Im Norden, von der Dent Blanche bis zum Monte Rosa, heben sich alle Spitzen deutlich im reinsten Himmel blau ab.

Aber um den Riesenhals des Matterhorns windet und dreht sich ein grauer Schweif. Nord- und Südwind schütteln und zerfasern ihn.

Zwei junge über den Zmuttgrat hinaufgekletterte Bergsteiger werden heute Nacht unterhalb des Gipfels biwakieren und am nächsten Tage, nachdem alle Schwierigkeiten beendet sind, ausgleiten, um 700 m tiefer zerschmettert anzukommen.

Zur Vervollständigung meiner Breithornstudie erstieg ich es 4 Tage später von Norden her². Trotz des Irrtums, der uns schließlich zurückwarf, um schließlich in den schwierigen vereisten Felsen zum Abschluß zu kommen, zögere ich nicht, zu erklären, daß die Route über die Westwand schwieriger und viel gefährlicher ist.

In einer Nummer der „Alpen“ ist die Route auf den zweiten Westgipfel über die Südrippe veröffentlicht, die ihn mit dem Verragletscher verbindet. Eine einfache Variante, die interessant und leicht ist und vielleicht durch Jean Chaubert, mich und K. Mooser entdeckt wurde.

¹ Verluys führte an einem Tage gleichfalls die Besteigung von Rothorn und Weißhorn aus.

² Zeiten: Abfahrt von Zermatt mit der Gornergratbahn am 20. August, 7.55 Uhr. Abmarsch von Rotenboden (zu Fuß) um 9 Uhr; Erreichen des Breithorngipfels 18.45 Uhr; Ankunft in Zermatt 24 Uhr.

VIII. EINE NEUE ROUTE AUF DAS ZINALROTHORN

Die von Zermatt übliche Route auf das Rothorn verläßt bei der ersten schwierigen Stelle den Südostgrat kurz nach seinem verschneiten, fast horizontalen Stück, um mitten durch die Südwand zu queren und über die Gabel auf den Südwestgrat überzugehen. Die Besteigung wird auf der Westwand fortgesetzt und endigt mit dem Südostgrat, der an der Kanzel wieder erreicht wird. Man folgt ihm dann bis zum Gipfel, der wenig höher als die Kanzel ist und in ihrer nächsten Nähe liegt.

Wenn Schnee und Wassereis die Platten der Westwand bedecken — das Dach —, so wird ihr Begehen schwierig und sogar gefährlich. Der Wunsch, ihnen aus dem Wege zu gehen, über den Südostgrat zur Kanzel zu gelangen (die seinen Auslauf darstellt), ist zweifellos nicht neu. Um ihn aber zu verwirklichen, muß man senkrechte oder überhängende Vorsprünge bezwingen, die links von glatten Platten flankiert werden, und rechts von einem furchtbaren Abgrund.

Als ich am 20. Juli 1928 versuchte, mit Kaspar Mooser diese ersten Verteidigungsmittel des Grates auf seiner Westseite zu umgehen, standen wir an eine sehr steile Platte gelehnt, die mit schlecht haftendem und am Fuße ausgehöhltem Eis bedeckt war. Der Eispickel hatte den obersten Rand ohne Schwierigkeiten durchbrochen; aber der plötzliche Einsturz ist im allgemeinen die Belohnung für eine Arbeit dieser Art, sogar wenn man sie feinfühlig und klug ausführt.

Um uns zurückziehen zu können, mußten wir unsere Zuflucht zu einem langen Abseilmanöver nehmen und einen Seilring opfern.

Am 30. sind wir abends im Trifftel.

Besser ausgerüstet, werden wir morgen einen neuen Angriff auf das Rothorn veranstalten. Man muß sich beeilen, denn in Zermatt

scheinen die Führer mehr als anderswo über einen sehr unterrichteten Nachrichtendienst zu verfügen. In der Tat schielen schon gewisse Blicke nach unseren prallen Rucksäcken. Außer unseren Kletterschuhen verbergen wir darin eine ganze Kletterausrüstung: Holzpflocke, Eisenhaken, Hilfsseile, Meißel und Hammer. Schwieriger ist es noch, unsere Pläne nicht merken zu lassen. Wir machen uns ebenso sicher und in ebenso ungeschickter Weise wie zwei Polizeibeamte im bürgerlichen Gewande in einer Menschenmenge bemerkbar.

Nichts ist wertvoller als eine lange Nacht, um dem Kletterer seine beste körperliche Verfassung sicherzustellen. 4.30 Uhr verlassen wir Trift, richtig als die letzten. Also übertreten wir noch einmal eine Regel, die dem patentierten alpinen Geschlecht teuer ist. Die Führer sind wirklich selten, die ein verspätetes Erwachen erlauben. In zahlreichen Fällen haben sie recht. Aber wie viele Neulinge würden für immer eines Sportes überdrüssig werden, den man ihnen offenbart, wenn es noch ganz dunkel ist! Ich meinerseits betätige gern die Formel, ohne sie übrigens zur Höhe eines Dogmas zu erheben, „zum Gipfel eines Viertausender Abmarsch ohne Laterne“.

Was das verwandte Gebot anlangt: „Für eine große Besteigung ein kleiner Rucksack“, wird sich sein Schöpfer, Jean Chabert, heute damit längs des unendlichen Südwestgrates zu einem überaus glänzenden Helden machen.

Lang und eintönig ist der Anstieg auf den Eselschuggen über die ebenso oft verfluchte wie geschilderte Moräne. Das ist undankbar; denn der beste aller Pfade verläuft auf diesem regelmäßigen und einwärtsgebogenen Kamm.

Jenseits des Schneegrates holen wir unmittelbar an der Einstiegsstelle Seilschaften ein. Dann rasten wir längere Zeit auf einem sehr ebenen Bande.

Zwei Straßburger stärken sich hier. Wie klein ist doch die Welt! Haben mich nicht diese selben Söhne des Elsaß vor drei Jahren bei meiner Rückkehr von der Isolée auf den Col du Midi begrüßt!

In der Steilrinne rollen unter dem Fuß eines Rothornsiegers Steine herunter und springen ab. Ein Biwak in großer Höhe — dazu ein Zdarkisack und eine Mauer aus trocknen Steinen — hat es diesem jungen Manne, der es eiliger als ein Führer hatte, erlaubt, sich als erster auf den spitzen Gipfel zu schwingen.

Ein Ruf dringt zu uns. Zwischen zwei Gendarmen des Südwestgrates ist etwas unterhalb der Gabel eine Seilschaft aufgetaucht. Da sie sich als Schattenbild gegen den Himmel abhebt, sieht sie größer aus als sie von Natur aus ist. Wollen Chabert, mit seinem bei großen Fahrten üblichen kleinen Rucksack, und sein Führer Felix Biner einen Schnellkeitsrekord auf diesem endlosen Rückgrat schlagen?

Im Gegensatz zu den Graten lassen die felsigen Gründe die Persönlichkeiten nicht größer erscheinen: Touristen, die sich etwas näher von uns befinden und überall an den Rändern des Gabelcouloirs hängen, sehen, wie sie stufenweise übereinanderstehen, sehr klein aus. Und zweifellos wimmeln die menschlichen Ameisen zahlreich auf jedem der Gipfel der Umgebung. Auf das Matterhorn hat sich vielleicht eine Hundertschaft von Helden treiben und ziehen lassen.

Es ist 10 Uhr. Wir verlassen die große Rothornroute, die sich links vom Grat absetzt.

Die Steilheit nimmt zu, aber der Kletterschuh verrichtet Wunder auf dem schuppigen Gneis.

Wir nähern uns der Stelle, wo sich der Grat und eine lange schräge Schneezunge treffen. Sie hält sich auch in den schnee-armen Jahren, und ich finde sie immer wieder auf den zahlreichen Lichtbildern, die ich studiert habe. — Jenseits ein senkrechter Vorsprung. Wenn wir ihn nach links umgehen, würde er uns weit in die Südwand zurückwerfen.

Rechts gähnt die tiefe Leere. Nur G. W. Young, Knubel und H. Pollinger haben es riskiert, sich in diese Ostwand jenseits der vom Gipfel herabziehenden Senkrechten herauszuwagen. Sie haben

den Nordgrat erklettert und ihn auf zwanzig Minuten Entfernung vom Gipfel erreicht.

Der Blick weigert sich beinahe, längs der grauen und glatten Mauer, deren Fuß verborgen ist, hinabzuwandern. Wir neigen uns, am Rande des Grates verklammert, hinaus.

Gerade in unserer Höhe beginnt in der Wand ein sehr schmales, nur einige Zentimeter breites Band, das an einer senkrechten, vorspringenden Verschneidung ausläuft. „Du zitterst, Gerippe, und du würdest noch vielmehr zittern, wenn du wüßtest, wohin ich dich führen will.“ Das ist eine schöne Gelegenheit, mir Turennes Ausspruch anzueignen. Dem Gerippe ist es zuwider, auf mehr als 400 m über dem Hohlichtgletscher Schwingungen vorzunehmen. Unterscheidet sich denn das nach alledem so sehr von den Übungen der Kindheit, als man sich in einer Turnhalle an einer horizontalen Leiter entlangschwang, zwei Meter über einer dicken Kokosmatte?

Ohne zu der Aufregung seine Zuflucht zu nehmen, die geschichtliche Erinnerungen hervorrufen, hängt Kaspar sich ein und entfernt sich mit großen Armstößen.

Jetzt komme ich an die Reihe. Erst ein Übelkeitsgefühl, dann packt mich der plötzliche Rausch, den die sicherste Akrobatik hervorruft. Einige Pendelbewegungen. Schon stützt sich von der Leiste weg eine meiner Bastsohlen auf einen Vorsprung. Nach Umgehung der Verschneidung lande ich, dicht bei meinem Gefährten, auf einem Absatz.

Jenseits des Vorsprungs, der uns zurückgewiesen, steigt ein senkrechter Kamin zum Grat auf. Nachmittags macht ein Schattenstreifen diesen von dem Schnee Grat gut sichtbaren Riß deutlich erkennbar, wodurch der Eindruck erweckt wird, daß der Riß sich ins Leere öffnet. Der gute Zustand der Griffe gleicht dabei die bisweilen völlig umgekehrte Stellung des Kletterers aus. Man kehrt den Rücken dem Abgrund zu, vergißt letzteren aber nicht. Jegliche Herausforderung an das Gleichgewicht erinnert an ihn, den gähnenden und gierigen Abgrund.

Ich zweifle, daß ein Bergsteiger jemals steilere Stellen antrifft, abgesehen vielleicht von denen, die wir später erklettert haben.

Immer noch der Grat. Er richtet sich wieder auf und wirft uns ein zweites Mal in die Riesenwand zurück. Eine Leiste, ein Absatz. Eine Viertelwendung nach links, aber wir machen vergebliche Anstrengungen, uns auf den Grat zu hissen.

Kaspar bittet um Entschuldigung, daß er sich des Steigbaumes wird bedienen müssen, was in seinen Augen unehrerbietig ist. Er erinnert sich an meine Proteste — „welch ein Gejammer“¹ —, die ich an dem Tag hervorbrachte, als eine sehr teure Gefährtin, von schlankem Wuchs und zart gebaut, es unternahm, auf meinem ehelichen Schlüsselbein in einem Kamin des Riffelhorns zu landen.

Wir fassen auf dem Grat Fuß. Auf eine etwa hundert Meter lange Strecke folgen wir dabei mehr oder weniger dem Faden, der sich zwischen den beiden Abgründen hinzieht. Links riesige fahle, glatte und hohlgewölbte Platten, die in großen Schuppen dachziegelartig gelagert sind, rechts, etwas weiter unten, der strenge senkrechte Absturz. Ganz unten schmutziges und trübes Eis.

11.30 Uhr. Eine graue Schulter. Darüber befindet sich eine unersteigliche Wand, die die „Kanzel“ stützt. Vielleicht gibt es auf der linken Seite einen Ausweg zum Kammgrat: ein heikles Band — eine zehn Meter hohe Wand — eine Terrasse — eine steile Platte.

Würde man nicht — eine optische Täuschung ausgenommen — eine Verbindung mit der gewöhnlichen Route oberhalb des Daches herbeiführen können?

Eine derartige Problemlösung genügt aber unserem Ehrgeiz nicht. Wir wollen durch einen völlig jungfräulichen Durchstieg auf den Gipfel selbst gelangen. Hierzu werden wir uns zum dritten Male und bis zum Schluß dieser Ostwand anvertrauen, die die höchste der steilsten Wände ist.

Ganz links rufen uns von der Gabel, die wir merklich an Höhe übertreffen, Seilschaften an. Trotz der Entfernung kommt der Ton

¹ So im Original (D. H.)

deutlich bei uns an. Zu deutlich sogar: „Heute“ — so trägt es uns der Wind zu — „sind sie wieder in Kletterschuhen gekommen. Immer wird ihnen das aber keine Flügel verleihen.“

In dem Augenblick, wo wir einen vielleicht schweren Entschluß fassen müssen, würden wir eine andere Musik vorziehen. Von der Schulter fällt eine etwa 20 m hohe geneigte Fläche auf der rechten Seite nach Osten zu ab. Kieselsteine warten dabei auf eine Gelegenheit, abzugleiten. Am Rande des Absturzes selbst trifft die geneigte Fläche auf ein horizontales Band, das ziemlich breit und mit labilen Blöcken bedeckt, nach Norden gerichtet ist. Es umgeht einen vorspringenden Winkel, der das Wesentliche der Wand verbirgt. Wir folgen diesem mit verdächtigen Materialien überfüllten 15 m langen Balkon. Jenseits davon befinden wir uns jetzt mitten in der Wand unterhalb des Grates, der die Kanzel mit dem Gipfel verbindet. Rechter Hand¹ verschließt uns eine Rippe die Aussicht. Im Profil wirkt sie überhängend.

Die Kunst, die Bänder und Risse zu vereinen, gestattet manchmal, steile Abdachungen zu erklettern, die so steil sind, daß man sie, aus der Nähe gesehen, für unmöglich gehalten hätte. Eine solche Wand, die einheitlich und glatt aussieht, offenbart sich dann im Handgemenge als ungleich und unregelmäßig. Wenn auch an manchen Stellen die Einzelheiten dem Gesamteindruck widersprechen, so genügt das oft, um durchzukommen. Ohne das geringste Wunder ist es uns also gelungen, uns in das oberste Stück der Ostwand einzuschleichen, in ihr vorwärts- und aus ihr herauszukommen.

Von neuem wird uns ein direkter Anstieg auferlegt. Die Wand, die wir prüfen, ist in starke übereinandergelagerte Kubiksteine eingeteilt, die von oben her übereinander bergwärts nach innen zurückgezogen sind und wie eine nach außen gekippte Treppe von innen nach außen überhängen. Das Richtlot würde² dabei jede ihrer höchsten Kanten streifen. In den Zwischenräumen befindet

¹ Rechts, d. h. indem man den Rücken dem Abgrund zuwendet, also nach Norden

² Siehe Bild Zinalrothorn rechts oben (D. H.)

sich kein Eis, das sie festhält. Infolge der glühenden Hitze dieses Monats läßt der Kitt des Hochgebirges uns überall im Stich. Den übereinandergelagerten Steinen folgt eine feste Wand. Ein einziger Riß, der leicht schräg verläuft, reißt die glatte Oberfläche auf. Der Riß ist aber nur zwei Finger breit.

Kaspar, der auf einem kleinen Absatz steht, holt aus seinem Rucksack Hammer und Holzpflocke heraus.

Trocken klingen die Schläge, die Wand erbebt. Zwei sehr weit voneinander entfernte Sprossen werden in den Gneis geschlagen, und bald sind hier 3 m gewonnen. Ein neuer Absatz. Ich verhalte mich darauf unbeweglich. Mein Gefährte dringt weiter vor und hält dann seinerseits an.

Wie ein dickbäuchiger und schwitzender „Matterhornhochtourist“¹ muß ich den feisten Rucksack meines Führers schleppen. Der Rucksack leistet Widerstand und versteift sich, wirft sich zurück, gibt nach, bleibt hängen, kommt wieder mit.

Ich weiß auf meinem Absatz die Hilfe zu würdigen, die einem der Fußwechsel gewährt, ich kenne aber auch alle Schrecken des Wartens².

Kaspar hört nicht auf, einen riesigen Kamin zu prüfen, der sich über ihm öffnet. Er ist grifflos und verengt sich oben an einer bestimmten Stelle, um jegliches Weiterkommen vermittels Verkeilens zu verhindern. Außerdem hängt er über. Außerhalb dieses verfluchten Kanals gibt es weder rechts noch links irgendeinen Vorsprung. Schließlich sieht man auch nicht, wo er ausläuft.

Mooser senkt seinen Blick nach rechts³ auf ein schreckenerregendes Gesims, eine auffällige und stellenweise unterbrochene Leiste.

„Jetzt heißt es spekulieren.“⁴ Diesen Satz habe ich hoch oben in der Westwand des Breithorns zu hören bekommen, bevor wir

¹ So im Original

² Das Wandstück, das sich von den „Kubiksteinen“ (einschließlich) bis zu der Stelle erstreckt, von der aus Mooser horizontal nach Norden quert, ist nur 13 m hoch. Seine Besteigung dauerte 40 Minuten.

³ Rechts, d. h. indem man sich mit dem Rücken zum Abgrund stellt, also nach Norden.

⁴ So im Original (D. H.)



in das enge Eisband eindringen, über das eine Wand von unterhöhlten Seraks überhängt; ein anderes Mal am Lyskamm. Kaspars Beobachtungen sind bis jetzt glücklich gewesen. Wenn die Lage gespannt ist, lösen sie die Krise.

Das Sims bildet keinen wesentlichen Teil der Wand. Es ist vielmehr auf 5 m Ausdehnung eine Folge von Steinen, die in zu großen Löchern schlecht verpflanzt sind. Kaspar, der von Zeit zu Zeit Maurer ist, gibt sich einem tiefen Nachdenken über die Widerstandsfähigkeit der Materialien hin. Nur er wird von diesem Steg Gebrauch machen; seine hohe Figur wird es ihm, wenn er sich bis zum äußersten ausdehnt, erlauben, sein Körpergewicht auf diese auseinanderliegenden Stützpunkte zu verteilen, und seine vollendete Kletterkunst wird es ihm ebenso gestatten, sich ohne Erschütterungen und ohne hastigen Druck fortzuziehen.

Was mich anlangt, so werde ich, anstatt eine Verbindung mit dem Absatz einzugehen, auf dem Kaspar rechnet und nachdenkt, eine Diagonale mit Hilfe des Seiles bis jenseits des Simses ziehen. Diese Diagonale ist die Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks, in dem mein Gefährte den beiden anderen Seiten gefolgt sein wird, von denen die eine senkrecht, die andere waagrecht ist.

Da ich schon durch meinen Rucksack stark gefesselt bin, kann ich nicht daran denken, mich auch noch von Kaspars Rucksack belasten zu lassen. Wir beschließen also, ihn zurückzulassen ... vorläufig.

Über mir erscheint ein Körper, der auf allen Vieren klettert.

Ich betätige mich in der zum Teil überhängenden Wand. Ich erinnere mich an einen Riß, der fast außer Reichweite liegt — an einen gelben Fleck auf dem runzlicheren Gestein —, an die Entführung vermittelt eines mächtigen Zuges.

„Und das Hilfsseil, Kaspi?“ Eine Handbewegung zeigt mir, daß es unten neben dem Rucksack vergessen worden ist. Rundlich wie

ein Dackel in seinem Körbchen liegend, verhöhnt es uns. Wir werden auch ohne¹ das Seil weiter kommen.

Kaspar verschwindet . . . Endlose Sekunden. „Es geht, es geht“², ruft er mir zu.

Zwischen dem Sieg und meinem Skeptizismus gibt es nichts weiter als eine dünne Rippe. — Die Wendung.

— Mit seiner kräftigen Hand hat mich Kaspi fest gepackt und mit Gewalt hochgezogen. Auf die heftige Abspannung unserer Nerven antwortet eine Besänftigung der brutalen und aufgerührten Landschaft.

Sicher fällt die Wand dicht bei und hinter uns in einem endlosen Sturz in die Tiefe. Aber die Kammlinie hat sich gesenkt. Ganz in Reichweite reißt ein Einschnitt sie auf. Zwischen ihr und uns befindet sich kaum noch eine 15 m hohe wenig steile³ Felsstrecke. Statt der Wand, die sich zu unersteiglichen Überhängen aufgerichtet hatte, sehen wir über dem einwärtsgebogenen Rückgrat den mit Grau vermischten Himmel wieder.

Bevor ich Kaspi folge, der beschleunigt zum Grat hinstrebt, erichte ich unmittelbar am Rande des Abgrunds einen kleinen Steinmann. Trotz seines stolzen kleinen roten Schnupftuches ist das ein elender Steinmann. Beim ersten Wehen des Unwetters wird er sich mit einem riesigen Sprung auf dem Hochlichtgletscher zerstreuen.

Fünf Minuten später nehmen wir 13.40 Uhr den Gipfel in Besitz. Wir sind allein. Der Schleier, den der Wind von Westen her vorgetrieben, ist düsterer geworden. Die Dent Blanche trägt eine

¹ Am 8. August gelangte Mooser wieder in den Besitz der vergessenen Dinge: Rucksack und Seil. Er folgte der üblichen Route bis zur Kanzel. Einige Schritte südwestlich von ihr (rechts vom Grat) fällt eine steile und mit Rissen durchzogene Platte zu einer geneigten Plattform ab, wo Mooser ein Seil befestigte. So gesichert, stieg er dann eine etwa ein Dutzend Meter hohe fast senkrechte Strecke hinab, um dann nach einer Linkswendung in ein heikles Band zu gelangen, das ihn zur grauen Schulter des 31. Juli führte.

² So im Original (D. H.)

³ Wenig steil im Verhältnis zu dem, was wir soeben durchklettern haben.

Kuppel, die aus schweren und bleifarbigem Nebeln besteht. Während unserer Kletterei haben wir von alledem nichts gesehen. Lediglich einige Nebel, die in der heißen Luft flattern, haben uns manchmal eine Ecke des noch blauen Himmels verborgen.

Die Seilschaft Chaubert—Biner, die als kleine Punkte am äußersten Ende des Schneegrades sichtbar sind, antwortet uns wieder mit einem Triumphgeheul. Sie hat die Beendigung unserer Besteigung abgewartet und ist uns sorgenvoll gefolgt. Wie „zwei Fliegen auf einer Scheibe“ hat Biner später zu mir gesagt. Ihre durch eine anhaltende Aufmerksamkeit ermüdeten Augen haben uns manchmal mit einer bestürzenden Schnelligkeit links und rechts den Platz verlassen sehen.

Jetzt entfernen sich unsere Freunde beruhigt nach den Felsen hin und verlieren uns aus den Augen.

Weiter oben habe ich gesagt, daß sich nur G. W. Young und C. D. Robertson mit Joseph Knubel und H. Pollinger am 21. August 1907 in der Ostwand in ein Abenteuer gestürzt hatten. Diese Behauptung ist seit unserer Besteigung über den Südostgrat im Jahre 1930 nicht mehr buchstäblich wahr. In diesem Jahre ließen sich am 27. Juli zwei Wiener Bergsteiger, Fritz Hermann¹ und Hugo Fickert, auf die Wand ein und verschwanden. Nachdem man vergebliche Nachforschungen am Fuße der Wand längs des Bergschrundes angestellt hatte, durchsuchte man die Riesenmauer vermittels mächtiger Zeissgläser. Am 31. August prüfte der Führer Caesar Perrig vom Ober-Aeschhorn (3672 m) aus wieder einmal mit seinem Operngucker das große Couloir, das nördlich von der Fallinie des Gipfels liegt. Die Sonne ließ die geringsten Einzelheiten deutlich erkennen und befreite bereits die Blöcke, die über den Absturz überhängen, von ihrem Eiskitt. Die Kanonaden fingen an, über ihn hinwegzufegen. Die Hoffnung war höchst gering, von den österreichischen Kletterern eine Spur zu finden. Plötzlich erschienen

¹ Hermann hatte soeben im Juli allein die Westwand des Matterhorns durchstiegen. Siehe Mazzotti: „Das Buch vom Matterhorn“.

zwei schwarze undeutliche Punkte im Okular. Perrig reinigte die Gläser und rieb sich die Augen.

Von neuem richtete er sein Fernglas auf diese Stelle; die Punkte hatten sich bewegt. Zwei Menschen — zwei Narren — bewegten sich in dieser weißen Schlucht nach oben, in der die Steinschläge strahlenförmig zusammenlaufen. Ein Schuttkegel legt am Fuße des Couloirs dafür Zeugnis ab.

Gerade in diesem Augenblick stürzten Blöcke herab. Eine Staubwolke machte die Seilschaft unsichtbar. Perrig hörte die Kanonade lange Zeit dröhnen. Dann kehrte die Ruhe zurück. Allmählich erschien der Schnee wieder, und die Felsen wurden deutlich erkennbar. Die Seilschaft war sicherlich davongetragen worden. Die Blicke des Führers wanderten längs der Wand hinab. Zerstreute Steine übersäten sie jetzt, braune Streifen durchfurchten sie. Keine Spur von Bergsteigern mehr. Perrig wollte sich in die Ebene stürzen, um die Nachricht von einem zweiten Unglück zu bringen ... Schnell, ein Blick noch nach der oberen Stelle des Couloirs ... Die beiden schwarzen Punkte werden in Sehweite des Glases sichtbar ... Sie bewegen sich sogar mit außerordentlicher Schnelligkeit nach oben. Perrig hält sich lange auf, um ihnen zu folgen, um sie zu verlieren, um sie wiederzufinden. Als er das Spiel für gewonnen hält, verläßt er seine Beobachtungsstelle und kehrt nach Trift zurück.

Wir beide, Mooser und ich, kannten die Befürchtungen nicht, die wir an diesem Tage gerade eingeflößt hatten. In weniger als fünf Stunden hatte die Seilschaft des Jahres 1908 die Mauer durchklettert und einen spitzen Gendarmen des Nordgrates erreicht. In dem Bericht über diese Besteigung ist von Steinschlägen keine Rede, und es kommt einem auch nicht so vor, daß sich sehr große Schwierigkeiten dargestellt hätten.

Unsere Vorgänger, die glücklicher oder besser unterrichtet waren, konnten dort schnell triumphieren, wo wir beinahe einen Mißerfolg gehabt. Ich zweifle auch daran, daß sie von der Ostwand

des Rothorns so schreckliche und wertvolle Erinnerungen mitgebracht haben, wie es uns zurückgelassen hat.

Ich werde es nicht unternehmen, sie wieder aufleben zu lassen, und auch nicht mehr versuchen, die fürchterliche Schönheit dieser Abgründe zu schildern. Das würde niemand können; ich noch weniger als ein anderer ...

Zwei große Steilrinnen, rechts von einer senkrechten Linie, die sich vom Gipfel herabsenkt, flankieren einen langen Grat, der vom Hochlichtgletscher an der Wand hochsteigt. Dieser Grat, der rechtwinklig in die Kammlinie eingefügt ist — wie eine Rippe am Rückgrat —, scheint in drei Teile geteilt zu sein. Zuerst ist da im ersten Höhendrittel ein starker Vorbau, eine Hälfte eines verstümmelten Kegels. Fächerartig geordnete Kamine sind in ihn eingeschnitten. Zwischen ihnen befinden sich dicke Felsplatten. Allmählich läßt die Steilheit nach, der Vorbau flacht sich ab. Ein Absatz — die höchste Stelle des verstümmelten Kegels — bedeutet das Ende dieses ersten Abschnittes. In der Führersprache nennt man das einen „Kopf“.

Es folgt eine auf der Wand geformte enge, direkte, scharfe Rippe. Kurze Absätze trennen sie von langen Steilflächen. Die Flanken des Kamms breiten sich wie die Seiten eines Daches aus. Am Ende dieses zweiten Drittels jagt ein fast senkrechter Aufschwung den Kletterer auf die rechte Seite. Knubel, der diese Stelle zu überschreiten versuchte, mußte mit Hilfe eines Abseilmanövers wieder absteigen, wobei er sein Seil doppelt um ein Stück seines Pickels gelegt hatte.

Dritter Teil. Die steile aber wieder begehbare Rippe erhebt sich bis zur Spitze eines Gendarmen des Nordgrates.

Rechter Hand erstreckt sich unter der Kammlinie ein enges Firnfeld zur Schulter von Mountet. Unter dem Firnfeld die steile Wand.

Das sind die wesentlichen Züge, die man aber nicht alle von ein und derselben Stelle würde entdecken können. Wohin man sich auch stellt, immer wird die Aussicht, eines großen Stückes der

Youngrippe wegen, die einen verbergen und die anderen verfälschen. An einer Stelle scheint sich die Rippe mit der Wand zu vereinigen, sich in sie zu verlieren.

Die durch eine Folge von Regentagen ungeduldig gewordenen Touristen flogen, ohne Vertrauen auf eine längere Dauer des plötzlich wiedergekehrten schönen Wetters, nach allen Seiten auf. Bis auf 4000 m Höhe schmolz der Schnee und stürzte zusammen.

Nachdem wir von Trift zum Schallihorn hinaufgestiegen waren — eine Ersteigung für Einarmige meinte Mooser —, waren wir am Fuße der Ostwand des Rothorns entlanggegangen. Dies allein war die Fahrt wert.

Vom Hohlichtpaß aus konnten wir die schrecklichen, noch jungfräulichen Wände nordwestlich vom Mominghorn bewundern und vom Gipfel des Schallihorns den Blick auf die Wand von Zinal hinabschweifen lassen, die ein riesiger Überhang aushöhlt. Was vermögen 80 oder 100 m Seil bei einem solchen Abgrund zu leisten?

Unser Projekt, die Wand mit Abseilen zu überwinden, wurde gar nicht erörtert. Bei der Rückkehr wanderten wir wieder am Fuße des Rothorns entlang: „Für morgen die Youngroute, Kaspi.“ „Ja, Herr, aber ohne das Couloir anzurühren.“

Wir schlafen in Trift. Meiner Frau, die mich in Zermatt erwartet, schicke ich einen Eilboten; sie hätte sich ja beunruhigen können.

„Seien Sie ohne Furcht“, versichert ihr dieser Psychologe, „Herr Blanchet bleibt nur oben, um das Rothorn über seine Ostwand zu versuchen.“

8.30 Uhr überschreiten wir am Ausgang des Couloirs den Bergschrund über einen Schneepfropfen. Am nächsten Tage geriet eine Seilschaft in Erstaunen über diese jenseits und diesseits eines gähnenden Loches gut markierte Spur: der Pfropfen war nämlich eingebrochen. Wir greifen die Felsen rechts vom Couloir an. Da wir sogleich durch eine Reihe von Kaminen eingeschlossen werden — einer von ihnen, den wir zweifellos schlecht ausgesucht hatten, war fast unersteigbar —, fehlt uns eine zusammenfassende Aussicht.

Wir gehen aufs Geratewohl los, vielleicht einige Meter von der Linie des geringsten Widerstandes entfernt. Schräg ansteigende Bänder bringen uns gegen unseren Willen in die Nähe des Couloirs. Manchmal riegelt sie ein Überhang ab. Das bedeutet Umkehr auf unseren Spuren, Verlust von einigen mühsam eroberten Metern. Man muß anderswo suchen.

Etwas weiter rechts, etwas weiter oben, dieselben Anstrengungen, dieselben Rückschläge. Eine Sackgasse zwingt uns endlich längs der einstürzenden Felsen zum direkten Abstieg. Sie treiben uns gegen das große Couloir zurück, das in der Mitte mit Schnee verstopft und an den Rändern vereist ist. Werden diese dicken bereits vom Wasser unterhöhlten Massen als Lawine abrutschen? „Das ist guter Schnee, um Steinschlag aufzuhalten“, antwortet auf meine unausgesprochene Frage der Optimist aus Täsch. Mooser sieht immer die gute Seite aller Dinge.

Es geht um das große Couloir. Der Schnee ist darin nicht zu weich geworden. In einem Augenblick werden wir übrigens daraus fortkommen.

Da, ein Krachen über unseren Köpfen. Instinktmäßig schützt sich Mooser, indem er seinen rechten gekrümmten Arm hochhebt. Salvenartig pfeifen die Steine vorbei. Dicht bei uns fällt ein großer Block herunter und gleitet schräg über die Wand. Hart stößt er auf den Fuß der Wand, verändert wieder seine Richtung ...

Zehn Meter voneinander entfernt warten wir, sitzend und eng zusammengekauert. Neues Krachen ... der Donner eines Einsturzes. Felsstücke brummen im Raum, Geschosse zerbrechen an den Wänden mit einem harten Geräusch und springen wieder ab ...

Die höllische Schlucht füllt sich mit Staub. Eine Wolke senkt sich auf uns herab. Man sieht dabei nichts mehr.

Tausend Stimmen vermischen sich zu einem heulenden Chromatismus¹, kreuzen sich mit den Sforzati und brutalen Crescendi. Während des Bruchteils einer Sekunde wage ich es, herauszusehen.

¹ Auf- und absteigende Tonleitern

Schwarze, undeutliche Schatten haben es in der dicken Wetterwolke eilig. Ein langes, endloses Warten ...

Ich denke an Schützengräben, aus denen man zwischen jeder Salve hervorbrechen würde.

Ist das die Windstille? Weder Kaspar noch ich sind getroffen worden. Schnell heraus aus dem Couloir, um jeden Preis ... Kaum stehen wir aber, da werfen wir uns wieder hin. Das Trommelfeuer hat wieder begonnen. In nächster Nähe, zu deutlich, zerplatzt ein Riesenblock in hundert Stücke: seine Splitter steigen nach oben in die verdunkelte Luft, verschwinden darin und fallen wie Regentropfen wieder herunter. Ich drücke mein Gesicht gegen den Schnee. Neben mir stürzt eine schwere Masse mit einem leisen und plötzlich unterdrückten Plumpz zusammen.

Kurzes Schweigen unterbricht den Tumult. Unbeweglich, geduckt, wagen wir nicht, uns zu erheben. Der weniger dunkle Rauch steigt langsam auf.

Unter Atemverlust steigen wir jetzt eilig in dem Couloir hoch, das uns einschließt. Das Seil spannt sich zwischen uns, ich falle, ich fluche, ich komme wieder fort — durch den Ansturm meines Gefährten fortgetragen. Warum ist die Sache nicht aufgeschoben worden?

Während eines der Balkankriege drang im Verlaufe eines Angriffs ein kleiner jüdischer Soldat, ein Serbe, als erster in die feindliche Stadt ein. Als sein Hauptmann, nachdem er ihn vor der Kompanie beglückwünscht hatte, sein Erstaunen über seinen Mut zum Ausdruck brachte, meinte der Held: „Ich hatte zu große Furcht. Ich habe mich zu den Bulgaren gerettet. Der Weg war kürzer.“

Rechter Hand öffnet sich ein Riß. Er läßt uns wie verfolgte Eidechsen verschwinden. Wir rutschen durch ihn durch, bleiben an der Randleiste eines Bandes hängen, setzen uns wieder ein, schleichen uns verstoßen darüber fort ... wir sind in Deckung.

Über die weiße Wand gebeugt, blicken wir quer durch die aufgehellte Wolke. Weiter unten liegen Trümmer verstreut auf der Wand, die erdige Ströme besudeln. Aushöhlungen zeichnen sich im Schnee ab.



„Sehen Sie diese Waschschüssel?“ meint Kaspar bewundernd. „Man könnte ein Kalb darin verbergen.“

Welch ein Kommen und Gehen, wieviel Irrtümer! Was für Anstrengungen, bevor man weiter oben den wieder steil gewordenen Rücken der Rippe erreicht! Immer Überhänge, Bänder ohne Ende. Noch einmal hören wir in einer niedrigen Nische, mit abfallendem Boden verschanzt, eine prasselnde Ladung, die von der Achse des Couloirs abgewichen ist. Mit steifen Gliedern entfernen wir uns aus diesem Käfig de la Balue¹, einem vollendeten Käfig, der offen und mit 45 Grad Gefälle nach dem Abgrund hängt: nur unsere Hände, die wir an die kleinen Rauheiten preßten, konnten uns halten.

In einiger Entfernung hängt eine Felszunge über die Wand: Steigbaum, ein Holzpflock, der in einen Riß gesteckt wird; für Mooser die Unterstützung durch meinen Pickel, der bis auf äußerste Reichweite hochgetrieben ist; für mich die Seilhilfe: wir kommen durch.

13.15 Uhr ruhen wir auf einer ebenen Stelle aus. Der erste Akt ist beendet.

Unsere Blicke durchlaufen frei die ganze Ostwand, vom Couloir bis zum Schneeegrat. Vom Gletscher steigen sie dann wieder zum Gipfel hinauf. Langsam umgibt der Schatten dies großartige Schreckensbild. Überall sieht man die Wirkungen eines tiefen Zerfallens, düstere Ritzen, steil geneigte Platten, überhängende Blöcke, halb eingestürzte Leisten. Das Rothorn neigt sich zum Hochlichtgletscher hin, als ob es sich auf ihn hinunterstürzen wollte.

Wir brechen wieder auf. Young und Genossen sind, darüber gibt es keinen Zweifel, dieser Rippe selbst gefolgt. Sie ist hier und da mit weißen Diamantsträußen geschmückt, die spiralenförmig gewunden sind. Seitlich greifen Spalten den schönen „Gneis“ an. Manchmal sind dicke Felswürfel dort herausgeschnitten. Eine trügerische Masse, die aus schmelzendem Schnee besteht, füllt mehrere

¹ Ein Käfig, in dem man weder stehen, sitzen noch sich hinlegen kann, eine zur Zeit Ludwigs XI. von Frankreich übliche Strafe. Der Kardinal Jean de la Balue wurde wegen Verrates in einen solchen Käfig gesperrt. (D. H.)

dieser Löcher aus. Bis zur Mitte des Oberschenkels sinken wir darin ein, erst Mooser, dann ich. Anderswo gibt es klare Brüche, auf denen ein zerstoßener Staub dünn haftet. Ebenso viele Geshosse, die den Steilrinnen entschlüpft sind.

Südlich vom Kanonencouloir — so hat Mooser es getauft — erhebt sich ein riesiges Band mit glatten Platten. Seine schräge, sehr steile Linie durchquert die Wand bis unter den Gipfel des Rothorns selbst.

Niemand würde es unterlassen, sich hier in Gedanken eine direkte Route anzulegen, trotz der Krümmungen, durch die sie vielleicht unterbrochen wird. Das Wasser tropft auf diese Felschürze von allen Seiten herab.

Steinlawinen verhindern uns, das große Couloir zu überschreiten, um diese anziehende Diagonale zu erkunden. Über lange Stunden müßte man verfügen, um den sichtbaren oder verborgenen Schwierigkeiten zu trotzen ... und um wahrscheinlich wieder abzustiegen.

Brück richtet sich die Rippe wieder auf und verbreitert sich zu einer senkrechten Wand. Young und Robertson haben diesen Vorsprung rechter Hand umgangen. Man darf gar nicht daran denken, ihren Spuren zu folgen. Wütende Kanonaden bestreichen das plattige sehr ausgeweitete Couloir, durch das sie sich seinerzeit hocharbeiteten. Zu glücklich würden wir sein, falls wir zwischen zwei Salven in gleicher Höhe queren und jenseits, in etwa 100 m Entfernung, einen verschneiten Vorsprung erreichen können, wo wir Pläne fassen werden.

Bei der ersten Ruhepause brechen wir auf. Einen Augenblick lang schützt uns die Flanke der Rippe. Dann eilen wir deckungslos weiter, wobei wir eine Folge von grauen, runzligen, halbkreisförmig verteilten Platten durchschneiden.

14.50 Uhr. Auf dem beschneiten Vorsprung, der wie ein Pfeilerischchen über dem Abgrund hängt, holen wir wieder Atem.

Was sollen wir anderes tun als nicht direkt in der noch hohen Wand hochzusteigen? Hier, wir haben das später gesehen, ist sie

mit dem Hauptgrat nicht fest verbunden. Ein ausgedehntes, wenig steiles Schneefeld trennt sie voneinander. Die außerordentliche Hitze hat eine außergewöhnliche Quelle verursacht. Unterhalb von dem nicht sichtbaren Schneefeld trieft die ganze Wand. Wenn wir aus ihr herauskommen, wird kein Faden mehr trocken sein.

Jetzt bedeckt der Schatten die ganze Wand. Ein wenig Frische zieht als Vorbote des Abends durch die schwere Luft.

Wenn diese feuchten Tücher auf den Platten, wenn diese Wasserfäden in den Rissen gefrieren, wie werden wir dabei zum Ziel kommen . . . Oder sollen wir in diesen steilen Wänden, die kein Absatz unterbricht, biwakieren? Und wie soll man der Kälte Widerstand leisten, wenn man unbeweglich auf einem sehr engen Rande sitzen muß und bis auf die Knochen durchweicht ist?

„In Trift oder in Zermatt würde man besser schlafen“, so denke ich ganz laut.

„Oder sogar an der Gabel, trotz der Luftströme“, meint mein Gefährte.

Das ist eine Anspielung auf seinen „monsieur“, der es letzthin in einer Klubbütte wagte, sich über eine zu vollkommene Belüftung zu beklagen.

Tatsächlich kümmert sich Kaspar nicht mehr darum als ich, unter dem Sternenhimmel zu schlafen. Eine schreckliche Nacht in der Nordwand des Matterhorns¹ — seine schönste Nacht — hat ihn bezüglich der Biwakpoesie abgestumpft.

Mooser spaßt . . . vielleicht. Aber wir sind erst auf halbem Wege. Sieben Stunden vom Schrund bis hierher . . .

Vielleicht werden wir auf diesem helleren, sehr runzligen und vor allem endlich festen Gneis schnell hinaufkommen. Auf hundert Meter ist das die sicherste und berauschendste aller Klettereien, wobei man sich von Rand zu Rand schwingt, wenn man die Hand in tiefe Risse gesteckt oder auf unerschütterlichen Vorsprüngen verkrampft hat. Ganz hoch oben neigen sich linker Hand gigantische,

¹ Siehe Mazzotti

hochkantig aufgestellte Dominosteine, rechtwinklige Blätter in langer Reihe hinab. Stellenweise hängt eine zweite Reihe über die erste über.

Nach links zu treiben uns bald die glatten, zu weit auseinanderstehenden Platten zurück. Längs der geneigten Leisten findet eine Schuhsohle kaum Platz. An den Fels gelehnt, dringen wir weiter vor, indem wir nach Griffen suchen, die nicht vorhanden sind.

Dann geht es unmittelbar in die Höhe. Das Wasser läuft weniger reichlich über die kalte Wand. Das unaufhörliche Spiel der Muskeln gleicht in ganz richtiger Weise die Wirkung einer zweistündigen Dusche aus. Der kürzeste Halt (es ist unmöglich, überall gleichzeitig zu klettern), und wir schlottern schon.

Wir nähern uns jetzt einem weißen Vorhang, der auf große Strecken unterbrochen ist. Jenseits hebt sich der Mountetgrat vom Himmel ab.

Um 17 Uhr ist die ganze Wand durchstiegen. Wir befinden uns auf einem engen Schneefeld, das zuerst weniger abschüssig ist, sich dann aber wieder aufrichtet. Dann kommt ein spiralenförmig gedrehtes Band. Der Schnee wird noch härter. Ein Eishang. Steile Felsen. Eine sehr kurze Kletterei mit der Nase zur Wand.

Plötzlich dringt aus dem Raume etwas Verblüffendes zu uns, Wärme. Winklige Linien teilen die riesige Landschaft in aufeinanderfolgende Flächen. Endlos schieben sich Gipfel in die Grat-scharten ein.

Wir packen Griffe, die Tausende von Kletterern gepackt haben. Rücksichtslos greifen die Nägel unserer dicken Sohlen in die schönsten Felsen der Alpen ein. Die Route läßt sich dabei deutlich wahrnehmen, sie ist ein langes, gewundenes, ununterbrochenes Band. Das Gestein ist heiß wie die Kacheln eines Ofens. Bald tauchen wir wieder in den kalten Schatten, der über dem Zermatter Tal hängt, bald dringen wir auf der Zinalseite wieder ins Licht.

Manchmal befinden wir uns rittlings zwischen zwei Abgründen. Da ist der spitze Gendarm, bei dem Young den Grat erreichte. Ist er geflogen, um den Gipfel von hier aus in zwanzig Minuten zu erreichen?

Auch wir werden fliegen müssen, denn die Sonne nähert sich dem Horizont. Am großen Buckel¹ sind wir in Schweiß gebadet, auf dem Gipfel atemlos.

17.55 Uhr. Unter den letzten Sonnenstrahlen stehen wir allein auf dem Rothorn.

Seit langer Zeit haben die Flugzeuge zu surren aufgehört. Hinter dem letzten „Jodeler“² hat sich das Schweigen wieder geschlossen.

Wir schweigen. Die Drohung der Nacht ist vergessen, der Zeitbegriff aufgehoben.

Vor meinen Augen zieht ein durch den Wind aufgesaugtes Stück Papier vorbei, hebt sich, dreht sich, kommt wieder, zaudert. Die gelbe zerknitterte Seite einer alten Zeitschrift fällt mir vor die Füße. Ziffern lassen sich darauf noch lesen, eine Überschrift: „Schlußkurse in New York“.

Von neuem hängen wir uns an noch warme Griffe. Vor der Gabel ist die Sonne verschwunden. Wir steigen wie die Rasenden hinab.

Oben auf der Moräne unterhalb des Eseltschuggen zünden wir die Laterne an.

Von 21 bis 22 Uhr verschlingen wir in der Küche von Trift die Tafelreste. Unser Durst, ein Durst von Verdammten, wird mit Fluten von „Buttermilch“ gelöscht, diesem Kefir der Berge, der schwer verdaulich und köstlich ist.

Dann findet unter dem Sternenhimmel der staubige Abstieg nach Zermatt statt, zu seinen „klassischen“ Konzerten und seinen „anregenden“ Jazz’.

¹ La Grande Bosse im Original (D. H.)

² So im Original (D. H.)

IX. BIESHORN (4161 m)

ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE NORDOSTWAND

Tiefe dunkle Schluchten durchreißen die Bergflanken auf dem linken Vispufer zwischen Herbriggen und St. Nikolaus. In einer dieser Schluchten lassen sich die engen Windungen des rauhen Pfades erkennen, der nach Boden hinaufführt. Weiter oben nach Verlassen der Schlucht klettert er von Band zu Band zwischen stufenartig geschichteten Felsvorsprüngen empor. Ihre Ecken sind ausgearbeitet und ihre Linien so gerade, die Wandflächen so glatt, daß man fast versucht ist, an irgendwelches Menschenwerk zu denken. Raphael Lochmatter — er verfügt über Geschichtskennntnisse und besitzt Vorstellungskraft — nennt sie die Mauern von Babylon. Nur die Altvorderen waren, so erklärt er mir, imstande, solche Mauern zu bauen, unzerstörbar und riesenhaft in ihrer Eigenart. In Abstand schließt Kaspar Mooser die Marschreihe ab. Er bleibt stets um eine Kehre zurück, dieser Philosoph, um sich einsam tiefen Betrachtungen zu widmen.

Ein durchbrochenes Gatterl, eine begrünte Terrasse, wir stehen vor der Hütte auf Boden (1899 m). In diesem Sommer finde ich nun zum dritten Male hier oben freundliche Aufnahme und angenehme Unterkunft. Ein redseliger Alter nimmt uns in Empfang. Er freut sich über das Wiedersehen, das ihm unerwartet war. Um den fremden Besuch zu ehren, soll seine Enkelin, wenn es dämmrig wird, das ferne Echo durch fünf Töne erwecken, die sie einem riesigen Alphorn entlockt, dem plumpen Erzeugnis eines eingeborenen Künstlers. Drei Fenster spenden dem geräumigen, niedrigen Raum Licht. Ein elender Schuppen dient als Küche. Nach dem Abendessen macht man uns auf dem glatten, sauberen Fußboden auf dicken Strohbündeln ein Lager. Mühsam klettert der Alte in sein hochgelegenes Bett, das Mädchen kriecht in das seinige, das auf niedrigen Füßen steht. Und jedermann gibt sich der Ruhe

hin, bis auf meinen Gastgeber. Seine berühmten Geschichten! Die Gelegenheit, sie an den Mann zu bringen, ist selten.

„Im Jahre 1914“, erzählt er, „drang der Ton der Sturmglocke bis zur Hütte herauf. Ließ etwa der Lötschbergtunnel die zahlreichen Truppen des hundertjährigen Feindes sich ins Wallis ergießen? Die Berner in Raron . . .“ Bei diesem ruhmreichen Namen umging mich der Schummer.

Die Besteigungen, die man an einem Tage bei einem Höhenunterschied von 2300 Meter machen kann, sind nicht zahlreich. Um den Preis einer Beiwacht hätten wir es zwingen können. Aber das Gelingen hängt oft von der Güte des Schlafes ab, und die Güte des Lagers wieder hat starken Einfluß auf den Schlaf. Wie viele Seilschaften sind am Zmuttgrat gescheitert, weil die Bergsteiger auf Mummerys Beiwachtplatz genächtigt hatten. Heutzutage geht man von Schönbühl aus. Mißlingen kennt man nicht mehr¹.

Um 3.30 Uhr ist Abmarsch. Der Halbmond bescheint dürftige Weiden, durch die wir ansteigen. In ihrem Schatten verschwinden Stufen und Absätze im Gelände. Weiter oben auf der ebenen Schwelle eines steinerfüllten Tales führt unser Weg an einer Wasserleitung entlang. Ein felsiger Vorbau wird erstiegen, und dann biegen wir in eine Parallelmulde ein. Über Vorberge und Täler gelangen wir um 7.30 Uhr an die Zunge des Abberggletschers. Der Stein Schlag von den umgebenden Graten hat die Stirnmoräne erheblich wachsen lassen. Der Gletscher steigt steil an. In der Mitte ist er wild zerrissen, ein tolles Durcheinander von Eistürmen und Spalten. Im Osten wird er begrenzt durch die Wände des Brunegghorns, im Westen durch die des Inner-Schöllihorns (3508 m). Vor uns, hoch oben am Gletscher, öffnet sich der Ausschnitt des Bruneggjoches. Rechts geht unser Weg zunächst durch ein Blockwirrwar, dann auf einem leichten Rücken etwa 200 Meter aufwärts. Ein langer, fast ebener Quergang in einer steilen Wand bildet die Fortsetzung. In seiner Mitte spaltet eine eisgepanzerte Schlucht die Wand in

¹ Höhe der Beiwachtplätze am Grat: 2700 m und 3350 m (nach Monod-Herzen, Echo des Alpes, 1905, S. 374), Schönbühl 2710 m.

ihrer ganzen Höhe. Von den Steinen bedroht, die dank der Sonnenbestrahlung bald ihre Freiheit erlangen werden, hacken wir Stufen. Endlich leitet uns ein trümmerbedecktes Band auf den Gletscher, genau oberhalb der Serakzone. Der Gletscher steigt jetzt gleichmäßig bis zum Joch an (3383 m). Ein kürzerer und sicherer Weg läßt sich gar nicht finden. Dagegen kann ein Gang durch die Seraks sehr schwierig sein. Auf alle Fälle ist er länger.

Der Eindruck, den das Bieshorn vom Bruneggjoch aus macht, wird jedem Beschauer unvergeßlich sein. Der Ostgrat strebt vom Biesjoch in einem Schwung aufwärts, um sich in 4100 m Höhe mit dem Gegengrat zu vereinen, der leicht und kühn aus der Tiefe herauswächst. Kein Gleichmaß beherrscht diese weißen Linien mit ihrem schon dunkelblauen Himmelshintergrund, aber in glücklichem Ebenmaß sind ihre Formen ausgeglichen. Wo die Grate zusammenstoßen, erhebt sich die Pointe Burnaby, ein Vorgipfel von ausgesprochener Eigenart, im Siegfried-Atlas ohne Namen und Höhenzahl. Sie verdeckt den Hauptgipfel, der etwas westlich zurückliegt. Vor uns breitet sich der Bruneggletscher aus¹. Sein Südrand trägt die Nordostwand des Bieshorns. Der Anblick dieser Riesenwand mit ihren 700 Meter Fall macht uns fast blind. An manchen Stellen blitzen die polierten, glattgewalzten Eisflächen, von denen der Schnee in Brettern abgeglitten ist, wie glänzendes Metall. Anderswo drohen frische, senkrechte Brüche, die oben durch ein wächtenartiges Schutzdach beschattet sind, das jeden Augenblick abbrechen kann. Manchmal besteht die Wand aus spiegelnden Schuppen, die dachziegelartig geschichtet sind. Wie ein dünner an seinen beiden Enden aufgehängter Faden läuft eine sehr lange Spalte hoch oben durch die Wand von Grat zu Grat. Unterhalb stürzen gleichlaufend enge Furchen und leuchtende Rillen unmittelbar in die Tiefe. Überall hängt der Schnee an dieser Wand des Bieshorns. Werden wir hindurchkommen? Die sehr eingehende Betrachtung läßt uns haltmachen. Nur die untere Zone birgt ernst-

¹ Landesübliche Bezeichnung des obersten Teiles des östlichen Turtmann-gletschers; vom Siegfried Atlas nicht angenommen.



hafte Hindernisse. Etwa 100 Meter hoch, ganz aus blankem Eis, schneidet sie als senkrechte Wand schräg die Basis des Hanges. Ein Druck, den Brüche und Einstürze begleiteten, hat zweifellos diese riesige, glatte und freie Bruchstelle entstehen lassen. Die Oberfläche des Brunegg-Gletschers ist im wilden Durcheinander übersät mit halbdurchscheinenden, im Absturz zermalmt und geborstenen Blöcken. Das Licht spielt und verteilt sich im blanken Eise.

Vor drei Wochen bestand noch zwischen der großen Wand und dem horizontalen Gletscher ein ziemlicher Zusammenhang. Der Auftreffwinkel der beiden Flächen war viel stumpfer, als ob sie ein milderndes Kompromiß eingegangen wären. Hätten sich die Anfang August gefallenen eisigen Schneemassen gesetzt und verfirnt, so wäre nach unserer Ansicht die Besteigung dieser Wand möglich gewesen. Die bedeutsame Zerstörung mußte nun einen Teil der Besteigung schwer machen, den wir uns zunächst als sicher und sogar leicht vorgestellt hatten. Das zarteste Wölkchen vor der Sonne, jeder Ausdruck des Zweifels hätten aus der Enttäuschung Entmutigung gemacht. Aber der Himmel war völlig rein, die Temperatur angenehm, kein Windhauch zu verspüren. „Gehen wir wenigstens bis an den Fuß der Wand“, sagte einer von uns. Um den wunden Punkt der Basismauer festzustellen — falls es ihn überhaupt gab —, mußte man augenscheinlich zunächst einmal herangehen. Zweifellos würden wir dann den oberen Wandteil nicht mehr sehen können, aber seine Einzelheiten hatten sich in unser Gedächtnis schon fest eingegraben. Eine gleichmäßige Kurve von großem Radius, deren Mittelpunkt rechts von uns liegt, läßt uns auf der Höhe des Bruneggjoches bleiben. Wir kommen unter dem Biesjoch vorbei, das uns um etwa 100 Meter überhöht. Jetzt folgen wir dem Fuß der Nordostwand, immer genau unsere Kurve einhaltend, etwa 700 Meter unterhalb des Gipfels an einer Stelle, wo der lange und gerade Bergschrund als Tangente am Bogen des beschriebenen Kreises anliegt.

Dem prüfenden Auge bieten sich zwei Möglichkeiten zur Eroberung der Eiswand. Sie bildet hier eine Art Bollwerk mit drei

Flanken. Die Ostflanke, aus grünlichem Eis, gestattet einen wenig gefährlichen, aber äußerst steilen Durchstieg. Das gibt ein ununterbrochenes Stufenschlagen bis in die Unendlichkeit. Es ist aber jetzt schon 10 Uhr. Die beiden unteren Drittel der Mittelseite sind senkrecht. Längs der Westflanke im Schutze des Bollwerks und genau in der Fallinie der Burnaby steigt eine schräge Fläche an, die sich bald zum Couloir verengt. Der Schnee ist hier gut, Steigeisen werden genügen. Diese Route gewährt uns einen schnellen und sicheren Höhengewinn von 50 Meter. Aber der Anstieg vollzieht sich unter der drohenden Beschattung von zwei brüchigen, stark überhängenden Eistürmen, die jeden Augenblicke einstürzen können. Zwar erreicht sie die Sonne noch nicht, denn ein Gesims über dem Bollwerk breitet seinen schützenden Schatten über sie. Am Fußpunkt der Seraks, den der oberste Teil des Couloirs wie eine tief eingedrückte Ecke anschneidet, ermöglicht uns eine Vierteldrehung nach links, die Eiswand der Westflanke an einer erhöhten Stelle zu erblicken.

Mooser führt den Angriff in lebhaftester Weise. Wir steigen den steilen Hang hinauf bis zum angenagten Fußpunkt der gefürchteten Eistürme. Aber die direkte Ersteigung der Bollwerkswand erweist sich als unmöglich. Wir wollen versuchen, uns hier irgendwie durchzumogeln. Auf Resten von Bändern, in Andeutungen von Rissen, müssen wir in gewagter Kletterei versuchen, hochzukommen. Über uns und in nächster Nähe bietet sich als erstes Ziel eine Kluft. Kaspars Pickel meißelt die für Füße und Hände unentbehrlichen Haltepunkte. Raphael soll als letzter im Loch bleiben und sich drin verankern. Selten sind hier die Sicherungsmöglichkeiten. Wieder eine Vierteldrehung nach links: Mooser beginnt auf gleicher Höhe einen Quergang über einen körnigen Wulst, den er als Band benützt. Die Besteigung des Couloirs — von Norden nach Süden — hatte uns in das Innere des Berges eindringen lassen. Jetzt geht es wieder hinaus. Mit dem Rücken zum Bieshorn klettern wir im entgegengesetzten Sinne — von Süden nach Norden — auf künstlichem Bande. Das bedeutet, kurz gesagt, wenn man nur unseren Horizontalweg rechnet, eine Rückkehr auf unseren Spuren.

An der Kante, die West- und Nordflanke des Bollwerks trennt — die Linie des geringsten Widerstandes führte uns dorthin —, werden wir uns wieder dicht am Ausgangspunkt befinden, allerdings mit 50 Meter Höhengewinn. Jenseits in der Nordwand liegt der Schlüssel des Problems. Wir hoffen es wenigstens. Sind auch die unteren zwei Drittel senkrecht, so scheint doch der obere Wandteil nach unserer von unten aus gemachten Beobachtung möglich zu sein.

In der fast heißen Luft kommt immer wieder Leben in die erstarrten Finger, wenn sie einmal für einen Augenblick die Handkerben, ein Werk des klugen Kaspar, loslassen können. Ein Eispeiler zwingt zum Halten. Wir müssen auf ein tieferes Band hinabsteigen. Deshalb legen wir zum Abseilen das Seil um einen von oben herabgestürzten Eisblock, den der Nachtfrost festgeschweißt hat. Als ich längs der Wand, die hier glatt und senkrecht ist, hinabsteige, tritt mein Fuß plötzlich durch eine sehr dünne Brücke in ein nicht erwartetes Loch. Es kostete lange, nutzlose Anstrengungen, mich aus dem Loch herauszuholen. Glücklicherweise hält der Sicherungsblock. Dann ist Raphael an der Reihe. Er vermeidet die Falle und schlüpft leicht zu mir hinunter.

Inzwischen geht Kaspar weiter. Mit mächtigen Pickelhieben verbreitert er das Band. Wir wollen an die stark abgerundete Kante heran, die uns die Nordflanke verbirgt. Diese Flanke steht, wie wir uns erinnern, im rechten Winkel zur Achse des Couloirs. Ein Eisvorhang — durchbrochene Stalaktiten — verschönt den Weg. Der Pickel wütet. Einem zu heftigen Hieb antwortet aber plötzlich — ist es eine Senkung oder Einsturzbeginn? — ein Beben und ein furchtbares Krachen! Ursache ist sicher eine der Klüfte, jene schwachen Stellen der Wand, die unter den lastenden Eismassen liegen, deren Druck täglich zunimmt. Kaspar rührt sich nicht mehr. Jeder Pickelhieb kann zum Verhängnis werden. Rückzug ist unmöglich. Zur Gefahr, sich der Kluft zu nähern, würde dann die Notwendigkeit treten, Stufen zu schlagen. Wie aber auf andere Art und Weise über den mit Hilfe des Doppelseils überwundenen

Abschnitt zurückgehen? Hinter der Kante muß das Eis fester, geschlossener sein. Die Furcht vor der Umkehr redet es uns ein. Flüsternd, ohne die geringste Bewegung, werden alle Möglichkeiten erwogen. Wir müssen weitergehen. Und es wird wieder gehackt, aber mit sehr kurzen und vorsichtigen Schlägen, wie um das Eis zu schonen. Trotzdem bahnt sich langsam, Schritt für Schritt, der Weg. „Schneller, schneller“, denke ich jeden Augenblick. Aber abgemessen bleiben die Pickelhiebe. Keine Nervosität liegt in Kaspars Bewegungen, im Rhythmus keine Ungleichmäßigkeit. Nur Kaltblütigkeit kann uns retten. Der „Leiter“¹ verschwindet hinter der abgerundeten Ecke. Das Seil läuft. Und dann treten wir nacheinander im schönsten Sonnenschein in die Nordflanke des Bollwerks hinaus, genau an der gewollten Stelle. Ist auch die Steilheit noch beträchtlich, so sind doch die Schwierigkeiten nicht mehr ungewöhnlich; keine Gefahr wird mehr Verwicklungen bringen. Wir klettern gestaffelt in einer schrägen Furche weiter, die nach oben zu breiter wird. Der Schnee hält hier gut. Die Pickelarbeit wird leicht, schnell kommen wir vorwärts. Endlich landen wir auf einer geräumigen, leicht geneigten Terrasse: dem höchsten Punkt des Bollwerks.

Während der ausgedehnten Rast unterhalten wir uns über den Eindruck, den die schreckliche Stelle auf uns gemacht hat. Unsere Vorstellungsgabe wird für lange Zeit die Fähigkeit bewahren, sich an diesen Durchstieg zu erinnern, genau so wie der Hauch die unter der Asche verborgene Glut aufflammen läßt. Ist nicht dieser „innerliche“ Alpinismus, der uns die Besteigungen in der Erinnerung wiederholen läßt, der schönste? Gleichgültig wann, gleichgültig wo, man wiederholt sie, wann es beliebt; die Hand wird einem dabei manchmal feucht vor Erregung. — Mehr als 500 Meter trennen uns noch von der Pointe Burnaby. Über unserer Terrasse strebt die Wand mächtig in die Höhe. Ihre starke Neigung scheint uns gleichmäßig zu sein. Aber wenn der topographi-

¹ Im Text leader

sche Atlas richtig ist, müssen wir Absätze finden. Nach den Schichtlinien zu urteilen, ist das mittlere Gefälle nicht sehr stark, und der in der Horizontalen zurückgelegte Weg ist bisher sehr gering gewesen.

Vom Bruneggjoch gesehen stellen Ost- und Westgrat, grob gesagt, das Profil zweier Dachkanten vor. Von hier aus ist das Bild ein ganz anderes, denn jetzt erblicken wir sie von unten. Anstatt wie vorher am Gipfel eine Giebelecke zu bilden, sind die Kanten jetzt zu einer geschlossenen horizontalen Linie vereinigt. Wächten, deren Schatten die Überhänge verrät, säumen die rechte Kante. In dem Maße, wie wir höherkommen, werden wir sehen, wie diese Linie in der Mitte steigt und an den Enden sich senkt. Und dieser Winkel wird langsam vom stumpfen zum spitzen werden. Gerade über uns ragt noch unendlich hoch ein schwarzer Felsblock hervor: der Gipfel der Burnaby.

Vierzig Minuten lang geht es jetzt müheelos aufwärts. Dann zwingt uns eine Zone sehr harten Firns — man könnte es schon Eis nennen — zum Halten. Noch mehrfach werden wir diesen Mittelzustand zwischen Eis und Firn antreffen, der bezeugt, daß hier eine Umformung stattfindet. Um halb eins bereits stehen wir an der großen Spalte, die mitten durch die ganze Wand geht. Genau an der Stelle, wo wir hinüber müssen, hat Fortuna die nötige Brücke geschlagen. Weder rechts noch links ist eine andere zu sehen. Gegen ein Uhr überschreiten wir eine zweite Spalte, und dann nimmt die Steigung wieder zu. Aber zum Ausgleich wird der Schnee besser. Ein einziger Stoß mit der Fußspitze genügt zur Herstellung einer Stufe. So geht es die Wand hinauf, einer über dem anderen, wie auf einer langen Leiter. Zum ersten Male erlebe ich das Wagnis, daß an einer Wand von solcher Steilheit alle gleichzeitig steigen. Fast gegen unseren Willen bohrt sich der Pickel tief in den Schnee; es macht Mühe und kostet Anstrengung, ihn herauszuziehen. Diese Unbequemlichkeit wird durch eine leichte Drehung überwunden, dank welcher der ovale Pickelstiel etwas Luft bekommt. Wir stehen jetzt auf gleicher Höhe mit der niedrigsten

Wächte des Westgrates. Man hat den Eindruck, daß sich dieser Grat gleichzeitig aus dem rechten, dem wir folgen, aufschwingt. Die optische Täuschung ist packend. Haben wir nicht soeben von der Terrasse des Bollwerks diesen selben Grat als Horizontallinie gesehen? Der Gipfelblock ist größer geworden, aber immer noch in weiter Ferne. — — —

Die Sonne verschwindet hinter der Gratlinie. Dabei ist es erst halb zwei. Danach kann man sich die Steilheit des obersten Wandteils leicht vorstellen. Die Hitze wird durch den Schatten, der unseren müden Augen so wohltut, kaum gemildert. Im Osten zeichnen sich am klaren Himmel Täscherhorn und Dom deutlich ab. Wenn unsere Blicke den Hang streifen, haften sie oft an diesen Bergen. Tief unter uns funkelt der tiefe Einschnitt des Biesjoches. Links strebt das Brunegghorn himmelwärts (3846 m). Wir sind noch kaum in Gipfelhöhe. Ohne Aufschub geht der Anstieg weiter. Wenn auch das Brunegghorn zögert, niedriger zu werden, so findet doch unsere ermüdete Geduld auf der anderen Seite einen Trost: die Wächten des Westgrates, die nähergerückt sind, gestatten eine sehr genaue Kontrolle unserer Fortschritte. Sie tauchen jetzt eine nach der anderen unter die Horizontallinie. Unsere Wegspur beschreibt auf dem Schwarzblau des Brunegg-Gletschers eine regelmäßige Kurve. Wenn man sie von oben in ihrem Gleichmaß betrachtet, möchte man sie für eine Schichtlinie halten, wie sie der künstlerische Kartograph in einem farbigen Atlas einzuzeichnen pflegt. Trotz des Schattens kann man in der steilen Wand, deren unterster Teil nicht einzusehen ist, die scharf abgesetzten Stufen genau erkennen. Schwierig ist es allerdings, die steilen Wandteile von den weniger steilen zu unterscheiden. Der schwindelerregende Eindruck steht im Widerspruch zum mittleren Neigungswinkel dieser Bieshornwand.

Jetzt hat Kaspars Pickel wieder mit reinem Eis zu tun. Unter dem Hagel der Eisgeschosse vergrößern sich die Stufen. Gesimse entziehen uns für einen Augenblick den Anblick des Ostgrates. Als wir ihn wiedersehen können, ist er viel näher gekommen. Endlich

klettern wir jetzt in der obersten Giebelspitze. Dünn und eisig ziehen Nebel über den Grat. Sollte das eine Bedrohung für uns bedeuten? Ich denke an das kritische Datum: Tag- und Nachtgleiche, an die lästige Hitze. Aber es ist bereits zu spät: nichts soll uns den Sieg mehr entreißen. Und die Nebel zergehen, als ob sie es verstanden hätten, in einem noch tieferen Blau. Nun folgt wieder fester, backender Schnee. „Noch zehn Minuten“, ruft Kaspar, „und wir haben sie“. Aber fast im gleichen Augenblick stoßen wir schon wieder auf Eis (14.15 Uhr). Niemals ist es härter gewesen. Auch die Steilheit nimmt zu: der Prophet hat sich, leider, recht geirrt. Der Gipfelfels liegt fast in Reichweite, trotzdem verhöhnt und verspottet uns das Brunegghorn, das endlich erheblich niedriger geworden. Wild saust der Pickel ins Eis, 50 Hiebe braucht man für die Stufe. Wir müssen aber Zeit gewinnen und deswegen außergewöhnlich handeln. Während ich mich nicht bewegen darf, kerbt der „leader“ in gewissen Entfernungen Griffe in die Wand. Als das Seil zu Ende ist, hackt er eine mächtige Badewanne, in der er sich verankert und uns sichert. Von Stufe zu Stufe geht es so am Seil hoch mit äußerster Vorsicht, denn jede zu heftige Bewegung gefährdet das Gleichgewicht. Kaspar ist ein Riese; um ihm folgen zu können, mußte man sich tüchtig ausrenken. Viermal wird das Manöver wiederholt. 15 Uhr 10 Minuten kommen wir plötzlich aus dem Schatten heraus. „Jetzt haben wir dich, du Satan.“ So begrüßt Kaspar die eroberte Burnaby!

Abwechselnd neigen wir uns über den Abgrund. Der Blick gleitet über die endlich bezwungene Riesenwand. Da hängt unsere gelegentlich unterbrochene Stufenleiter in der Wand. Dann geht sie in kühnen Sätzen am Ostgrat entlang, der recht böse sein kann. Knubel, dessen Schnelligkeit ja bekannt ist, hat mir anvertraut, daß er sich einmal fünf Stunden mit ihm geplagt habe, und das im Abstieg. Er kam vom Weißhorn — über den Nordgrat — und hatte an diesem Tage einen fast unglaublichen Beweis seines Könnens erbracht: um 11 Uhr war bereits das Bieshorn überschritten. Ganz anders der Westgrat. Wie eine Theaterkulisse zeigt er dem Be-

schauer nur eine einzige Seite. Im ganzen bildet er den Schnittpunkt zwischen der Nordostwand der Pointe Burnaby und dem Westarm des Turtmangletschers, der bis zu uns hinaufreicht. Von hier aus ist das Bieshorn reizlos. Es fehlt ihm der wilde Sturm, der wie ein richtiger arktischer Blizzard fast drei Wochen lang uns jede Annäherung so gut wie unmöglich gemacht hatte. Zehn Minuten noch, und die leichte Besteigung ist erledigt.

Als es Nacht wurde, führte uns Raphael ganz nahe bei Zinal in steilen, bewaldeten Hängen in die Irre. Schwüre und Geschimpfe waren das Ergebnis dieser nächtlichen aufregenden Kletterei. So endete die Überschreitung des Bieshorns. Sie hatte sechzehn Stunden gedauert.

X. WEISSMIES

EINE NEUE ROUTE AUF DER LAQUINTALWAND

Vom Weißmiesgipfel im Osten bis Punkt 3834 beherrscht der Nordgrat den Laquingletscher, dann, und zwar bis zum Laquinjoch (Punkt 3497), den Hohentriftgletscher.

Alle Besteigungen des Weißmies über die Ostwand sind darauf ausgegangen, den Gipfel unmittelbar¹ zu erreichen. Sie sind auch niemals mit der Linie des geringsten Widerstandes zusammengefallen. Zu dieser gehört tatsächlich ein Teil des Nordgrates, von Kote 3850 bis zum Gipfel.

Die Seilschaft, P. Escher, Theodul Biner und Ambros Andenmatten, hätte beinahe — beim Abstieg — die zweckmäßige Verbindung von Weißmies bis Hohensaas, oben im Laquintal entdeckt. Über diese Sache ist nichts veröffentlicht worden. Biners Führerbuch enthält nur folgende summarische Auskunft: „Weißmies—Simplon“ und das Datum: „16. August 1919“. Aus Th. Biners Munde, dann auch von Ambros Andenmatten, habe ich die folgenden Auskünfte einziehen können.

Die Seilschaft packte den Nordgrat bis zu der Stelle an, wo die Ostwand, die zuerst ganz aus Schnee und Eis besteht, felsig wird. Hier verließ sie den Grat und stieg in einem langen schrägen Querang über die ganze Ostwand hinab. Es war natürlich, daß man, um die Länge der Route abzukürzen, dieser Diagonale folgte. Das Gelände erwies sich dabei aber als schlecht, wenig feste Felsen, Steinschläge. Man mußte eine Anzahl Steilrinnen queren, eine mißliche und gefährliche Arbeit, und schließlich zu einem Abseilmanöver seine Zuflucht nehmen.

All das wäre — man wird es später sehen — Escher und seinen Führern erspart geblieben, wenn sie, anstatt die Wand zu queren,

¹ Besteigungen von Laquingletscher zum Gipfel: Mr. und Mrs. Jackson und Mr. Peebles 1876, und völlig direkt. Sign. E. Allegra mit A. Dorsaz im Jahre 1901.

von der Stelle aus, wo sie den Grat verließen, unmittelbar zum Gletscher hinabgestiegen wären.

Der oberste Teil des Laquintals, am Fuße des Fletschhorns, des Laquinhorns, des Weißmies und dieses Thälihorn mit seinem schönen und kühnen Nordgrat¹, ist immer noch ohne Hütte geblieben.

Man kann in unserem Zeitalter darüber erstaunt sein, wo sich sonst überall Hütten und feste Biwaks plötzlich erheben. Läge das Laquintal in Italien, wäre es sicherlich mit einer Hütte ausgestattet: ein wenig mehr nach Süden zu besitzt der italienische Alpenklub in einer weniger bekannten Gegend östlich vom Portjengrat auf der Andollaalpe die Edisonhütte. Gegen die Errichtung einer Hütte in Hohsaas sind scheinbar zwei Gründe vorgebracht worden. Der erste wird — eine rührende Sorge — durch die Furcht eingeflößt, den Bergsteiger dadurch anzuregen, den Steinschlägen zu trotzen², der zweite, der auf den ersten Blick ernsthafter erscheint, beruht darauf, daß außerordentlich selten Besteigungen über diese Wand stattfinden. Wird die Gefahr nicht aber durch die Tatsache verringert, daß der Bergsteiger, anstatt die Kälte und die Schlaflosigkeit eines Biwaks ertragen zu müssen, sich in einer behaglichen Hütte hat ausruhen können? Und haben sich die Besteigungen andererseits nicht immer vervielfältigt, sobald eine Hütte eröffnet wurde?

Ich kenne wenige Führer, die so gut unterrichtet und im Bilde sind wie Oskar Supersaxo aus Saas-Fee. Er würde einen Physiker in der Wissenschaft übertreffen, das Barometer zu erklären, seine Klinometermessungen sind unerbittlich streng, und sein Urkundenbeweis hinsichtlich von Routen und Besteigungsgeschichte ist reichlich und sicher.

Seiner Ansicht nach müßte die Entdeckung einer leichten Route auf den Weißmies über die Ostwand die Gegner einer Hohsaas-

¹ Erstbesteigung des Thälihorn über den Nordgrat: M. George Finch und M. F. Schjelderup im Jahre 1913.

² Dieser Beweisgrund wurde, wie man mir erzählt, gegen einen Hüttenbau auf der Illiezseite der Dents du Midi angeführt.

hütte entwaffnen. Er machte sich anheischig, diese Route zu finden.

Was die Hütte anlangt, war er ihr glühender Kämpfe.

Eine neue sehr leichte Route für einen wohl bekannten Gipfel. Das sind Gesichtspunkte, wie sie seit langer Zeit kein alpines Problem vereinigt hatte. Diese den allgemeinen Ansichten zuwiderlaufende Eigentümlichkeit machte auf mich Eindruck: ich fügte mich den ersten Einflüsterungen Oskars. Ich entschloß mich, außer meinem Versucher noch meinen üblichen Führer Kaspar Mooser dazu mitzunehmen.

Der Treffpunkt wurde für den 22. in Saas-Grund festgelegt.

Am nächsten Tage werfen wir uns um 10 Uhr auf dem Gipfel des Weißmies in die Brust.

Wechselspiele zwischen Nebel und klarem Himmel. Starke Hitze. Die Erinnerung an Blitze, die sich vor den Morgenstunden bereits über dem Saasertal bemerkbar machten, verhindert uns nicht, eine ganze ausgedehnte Stunde auf der Schneekuppel zu verweilen, dem Wohlbefinden und der Sorglosigkeit träge hingegeben.

Bei einer Skifahrt auf das Fletschhorn hatte Oskar in diesem Frühjahr einen Plan für einen praktischen Abstieg in das Laquintal entworfen. Zusammen prüfen wir eine Aufnahme, die von dieser Wand im Querschnitt aufgenommen wurde. Auf dem Photo erscheint sie als sehr abschüssig, ihrer Natur nach ist sie es noch viel mehr.

Um 11 Uhr beginnen wir mit dem Nordgrat. Durch die Löcher im sich auflockernden Nebel leuchtet bei beträchtlicher Tiefe zeitweise ein Gletscher herauf. In gutem Tempo folgen wir 15 Minuten lang, so wie es im Jahre 1919 die Seilschaft Escher machte, dem „Nordgrat“, der berüchtigt ist durch seine hochtarifizierte Pracht. In 3850 m Höhe machen wir rechts um. Eine sehr steile aus brüchigen Felsen bestehende Seitenrippe schließt sich hier an die Gratlinie an. Sie wird uns sehr weit hinabführen, bis zu einer Stelle, wo der angrenzende und leicht zu erreichende Gletscher uns seine ebene und bequeme Bahn anbieten wird, um unseren Weg nach Norden in Richtung auf Hohnsaas fortzusetzen. Es macht uns wenig aus,

wenn der Fuß der Rippe in die weißlichen Strömungen des dicken Nebels versenkt ist: das Lichtbild gibt uns alle nützlichen Einzelheiten genau wieder.

Gleich zu Beginn der Rippe errichten die Führer einen Steinmann. Soviel Steine, wie hier ordentlich aufgehäuft sind, werden nun nicht mehr damit drohen, die Kletterer totzuschlagen.

Der Abstieg vollzieht sich auf Felsen, die sich immer gleichbleiben — es ist brüchiger Gneis —, wo es die Seilschaften bald fertiggebracht hätten, einen Pfad zu bahnen. 12.40 Uhr erscheint links von uns eine weiße stark geneigte Oberfläche im Nebel: wir haben die oberste Grenze des Hohletriftgletschers erreicht. Unsere Rippe zieht sich hinfort an ihm entlang und taucht mit ihm in die Tiefe.

20 m tiefer wetteifern Kaspi und Oskar von neuem in der Kunst, die Steine aufzustapeln. Dieser Steinmann Nr. 2 befindet sich nach dem Barometer in 3480 m Höhe. Die Arbeit hat den Appetit der beiden Baumeister und des passiven Zuschauers gereizt. In dem unaufhörlichen Spiel der Wetterwolken, die sich öffnen und schließen, steigen und wieder zurückfallen, die bald undurchsichtig, bald dünn sind, erforschen wir gründlich die mit Tragriemen versehene Speisekammer Moosers.

13.15 Uhr packen wir unser Gepäck zusammen: das Wetter verdunkelt sich immer mehr. Das Gelände ist sehr leicht. In 15 Minuten kommen wir 120 m auf diesem Grat hinunter, obwohl wir ihm zum ersten Male folgen und das Forträumen der unsicheren Blöcke ein rapides Tempo verhindert. Der schwärzliche Nebel hat alles überfallen.

Die Steine, die wir hinabstürzen, werden sogleich unsichtbar und rollen und springen lange krachend dahin.

Da wir uns nicht genau orientieren können, nähern wir uns links viel zu früh dem Gletscher. Hier wird jegliches Weiterkommen unmöglich, falls man sich nicht auf einen schrecklich steilen Hang, dessen Fuß sich unseren Augen entzieht, einlassen will.

Die Klugheit hätte zur Rückkehr zur Rippe geraten. Aber Oskar, ein Eckensteinkünstler, liegt vor dieser 45 Grad geneigten Fläche wie ein Jagdhund auf der Lauer. Bald haben wir uns ihm, ohne Stufen zu hacken, zu einer der schönsten Übungen angeschlossen, die sich ein moderner Gletschermann wünschen kann. Rund 80 m Abstieg auf einer glatten und sehr harten Rutschbahn bringen uns nach einem gähnenden Schrund auf eine beschwerliche Hochfläche, auf der der heiße Sommer die zahlreichen Spalten schon stark geöffnet hat. Von hier aus geben wir uns Rechenschaft darüber, daß ein „Felsbuckel“¹, der aus schwarzem Gestein besteht, den Gletscher über uns und rechts von uns gesprengt hat. Das durcheinandergebrachte Gelände, aus dem wir herkommen, scheint durch Druck entstanden zu sein.

Endlich kann man nach Norden queren und die Felsen des Südostfußes des Laquinhornes erreichen. Ohne Hindernis gehen wir an diesem Fuße bis zu einer Art Grotte entlang, die dunkel und hoch wie ein Kirchenschiff erscheint, das zwischen Gletscher und Wand ausgehöhlt worden ist (16.30 Uhr). Wir seilen uns los.

Gerade in diesem Augenblick bricht das Gewitter los. Von unserem feuchten Unterstand aus sehen wir, wie die schrägen Schraffierungen des Regens die schwarzen und dichten Dünste ritzen, aus denen manchmal ein blendender Blitzstrahl entschlüpft.

Bald läßt der Guß aber nach und wir entdecken zwischen den auseinandergehenden Wolken den ganzen unteren Teil unserer Route. Im Geiste berichtigen wir unseren Irrtum: wir hätten auf der Rippe etwa noch 150 m weiter hinabsteigen und erst dann im rechten Winkel abbiegen müssen, dann würde uns der ebene und von wenig Spalten durchzogene Gletscher einen direkten und leichten Durchgang zu unserer Grotte gewährt haben.

Eine Moräne, Grasflächen, eine Geröllhalde, wieder Grasflächen. Trotz des Regens und des Hagels, den ein neues Gewitter entsendet, bleibt Oskar stehen, um mir den vorzüglichen Zustand eines Vorsprungs zu schildern, auf dem er in Gedanken seine

¹ „Rognon“ im Original (D. H.)

zukünftige Hohensaashütte sieht. Mehr von der Richtigkeit seiner Beweisgründe als von der Undurchdringlichkeit meines Regemantels überzeugt, sehe ich die beschwerte und durchtränkte Jacke des furchtlosen Vortragenden triefen.

Der Hüttenbau wird, so hoffe ich, eine Verbesserung des niederträchtigen Pfades herbeiführen, der uns alle drei in sehr schlechte Laune versetzt. 19.10 Uhr — lange schon spiegeln sich zu unseren Füßen die verwaschenen Dächer des Dorfes Simpeln — klopfen wir an die Tür des Hotels Fletschhorn. Niemals hat mich eine Herberge im Hochgebirge mit einer kräftigeren Kost erfreut. Sogleich sind die spitzen Steine und die feuchten Wurzeln vergessen, auf denen ich soeben ausrutschte und fluchte! Im kleinen Botensaal¹ spielen Moosers und Oskars Gabeln im Gleichtakt auf dem Porzellan eine gastronomische Hymne. Bevor ich das große Bett gewinne, in dem am Vorabend ein Major unseres Heeres geschlafen hat — eine Wolke von Soldaten hatte sich auf das Dorf Simpeln gelegt und war soeben wieder abgereist —, erscheint vor mir ein mit einem ergiebigen Halsausschnitt versehener Mensch mit nackten Armen: auf einem Sofa, Kaspi, gegenüber, thront Oskar im weißen Bäckerkittel. In der nahen Küche zieht etwas Weißmiesnebel in dichten Spiralen aus der Jacke, die vor dem Ofen hängt.

Auf Supersaxos Anstiften verzögerte die erste Besteigung der Nordwand des Fletschhorns unsere Rückkehr nach Grund: eine funkelnde, 850 m hohe Wand, die durch eine überhängende Serakwand unterbrochen ist. Heute handelt es sich einfach darum, zu beweisen, daß man von Hohsaas auf den Weißmies steigen und dann wieder absteigen kann, ohne auf die geringste Schwierigkeit zu stoßen.

¹ Salle des „courriers“ im Original (D. H.)

XI. FLETSCHHORN (4001 m)

ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE NORDWAND

Dadurch daß Oskar meine Aufmerksamkeit auf die jungfräuliche Nordwand des Fletschhorns lenkte, hatte er mich auf ein sehr schönes Stück hingewiesen, das ich meiner Liste als Premierenjäger zufügen könnte. Die Expedition, die es mir ausliefern sollte, würde durch ihn als Preis für die gegebene Auskunft geleitet werden. Diese Bedingung „sine qua non“ verwies Kaspar Mooser, meinen üblichen Gefährten, an die zweite oder vielmehr dritte Stelle. Mooser kennt kein Eifersuchtsgefühl, ein bei ehrgeizigen Führern seltener Charakterzug. Er fügte sich mit angeborenem Anstand. Das Zinal-Rothorn sollte ihm Ersatz bieten; nach Bezwingung des Fletschhorns würden wir zu zweit versuchen, dort eine neue Route zu bahnen.

Wenn auch das Dorf Simpeln mit seiner nur 1479 m betragenden Höhe ein etwas entfernt liegender Ausgangspunkt ist, so konnte uns doch einzig und allein eine seiner Herbergen die Härten eines Biwaks ersparen. Selten überschreitet man an einem Tage einen Höhenunterschied von 2500 m. Ein solches Unternehmen wird aber zweifelhaft, wenn es mit der Besteigung einer 850 m hohen, sehr steilen und bisher unberührten Eiswand abgeschlossen werden muß. Oskar hatte mir vorgeschlagen, auf der Roßbodenalpe in etwa 2000 m Höhe ein Lager zu beziehen.

Ich beharrte aber, taub gegen seine Gründe, darauf, im Dorfe Simpeln Quartier zu nehmen, und dazu noch im tiefer¹ gelegenen Gasthaus. Sein Name „Hotel Fletschhorn“ erschien mir als gutes Vorzeichen. Ich hatte mich fest entschlossen zu schlafen, und zwar in einem Bett. Doch war ich damit einverstanden, um Mitternacht aufzustehen.

Am 24. Juli beschnitt ich meine Mahlzeiten und verkürzte ihre Abstände. Diese Zusammenziehung ihres Stundenplanes ver-

¹ Nach Süden

schaffte mir die erstrebte Täuschung; es kam mir ganz natürlich, wenn nicht notwendig vor, um 17 Uhr schlafen zu gehen. Bei geschlossenen Fensterläden versank ich mit tief in die Ohren gesteckten Wachskugeln in Dunkelheit und Schweigen. Als man mich weckte, waren die Zeiger meiner Uhr dabei, auf dem Zifferblatt einen aufsteigenden Halbkreis zu vollenden. Mit ebensoviel Schwung, als wenn es 8 Uhr morgens sei, tauchte ich meinen Löffel in eine mit Porridge gefüllte Schale, die eines schottischen Tisches würdig gewesen wäre. Um mich beschäftigte sich eine kleine, sehr neugierige Bedienende. Ein Abendessen, das mag noch hingehen, aber ein Frühstück um Mitternacht ...

Im Vorraum erwarten mich die Führer. Oskar hat seine Laterne angesteckt. Kaum ist die Tür aufgemacht, so löscht sie ein Windstoß in roher Weise aus. Auf der harten und hallenden Hauptstraße ziehen wir in gutem Tempo dahin.

Beim Weiler Eggen machen wir linksum. Ein schmaler und steiler Pfad führt uns zur Roßbodenalpe (1939 m). Weiter oben ist es schwierig, der Spur zu folgen. Oskar hat aber oft den Roßbodenpaß überschritten und findet sie immer rechtzeitig wieder. Auf die Lärchen sind Wiesen gefolgt, auf die schwarze und undurchsichtige Nacht eine weniger dichte Dunkelheit. Eine dicke, fischartige Wolke, die an einem Nebengipfel wie ein Luftschiff am Mast hängt, schwankt hin und her. Diese Wolke belebt die stockende Unterhaltung mit pessimistischen Überlegungen.

Wir quälen uns auf Geröll, dann auf einem langen Schneestrom ab.

Wieder linksum. Jetzt gehen wir nach Süden, umgekehrt zu unserer Anfangsrichtung. Unsere Füße treten auf die Kiesel eines Strandes, den der Griesserengletscher bespült.

Die Morgendämmerung bricht an. Ein Vorhang, der den Himmel zur Hälfte verdeckt, wird deutlich erkennbar. Dann folgt eine fast ebene, apere, harte, polierte Eisfläche. Das ist nur ein Absatz zwischen Steilhängen; schon sind wir auf einem schneebedeckten Hang außer Atem.





Der Nordwind hat den Wolkenfisch zerstückelt und den drohenden Schleier vertrieben. Die Steigung nimmt zu. Wir legen unsere Steigeisen an.

Als wir aus dem Griesserengletscher herauskommen, ist es tageshell geworden. Nur ein kleiner steiniger Sattel trennt uns noch von der unbekanntem Welt, in die wir eindringen wollen. Bald liegt auch der Sattel unter uns, und mit einem einzigen Schlage wird die glänzende Masse des stolzen Fletschhorns in ihrer ganzen Größe über dem Roßbodengletscher sichtbar. Ich kann mich nicht erinnern, in den Alpen ein so plötzliches, so packendes Aufgehen des Vorhanges gesehen zu haben.

Mit ihrer furchtbaren, 850 m hohen steilen Eisfläche strahlt die Nordwand ein blendendes Licht zurück, doch treffen die Sonnenstrahlen nur schräg auf sie. Die ersten 300 m springen sehr steil hervor; es kommt einem so vor, als ob die Wand rechtwinklig aus der fast ebenen, von großen Spalten durchzogenen Gletscherfläche herauskäme. Geradlinige Riefen, wie sie die Tätigkeit eines Titanenpinsels zurücklassen würde, unterstreichen diesen Charakter äußerster Steilheit noch erheblich. Stellenweise erkennt man die Lawinenbahn an den leuchtenden und glatten Flächen. Am Fuße der Wand sind mit schwarzen Kieseln durchsiebte Schneekugeln kegelartig aufgeschichtet. Spitze oder schneidende Seraksplitter ragen aus ihnen heraus. Auf halber Höhe unterbricht ein dunkler Felsgürtel das schimmernde Weiß der Steilwand. Weiter oben noch riegelt eine Eiswand die Wand völlig von der Nordostschulter bis zur Nordwestschulter ab. Etwas rechts von einer Senkrechten, die vom Gipfel abfällt, durchschneidet eine steile, sehr enge, durch Spalten zerhackte Fläche die bläuliche sonst überall senkrechte Wand. Diese steile Fläche gewährt eine Verbindung — die einzige — zwischen dem Fuß und der höchsten Stelle der Nordwand. Jenseits nimmt die Steilheit ab, der Schnee bleibt dort liegen. Zwei direkte Rillen, die schwarz und gleichlaufend sind, kommen von einer kleinen aus dunklem Fels be-

stehenden Pyramide herab, die im Eis anfängt und sich in Richtung auf den Nordostgrat vom Himmel abhebt. Sie stützt den versilberten Gipfel, der so dunstig und so leicht aussieht, daß er in der Luft zu schwimmen scheint. Ein weites, schwindelerregendes, mit Schnee ausgepolstertes Eiscouloir stürzt sich von der Nordwestschulter in die Tiefe. Eine riesige meergrüne Wölbung faßt den oberen Teil seines Westufers ein. Bewunderung hat uns an Ort und Stelle festgenagelt. Sie verbindet sich mit einer Scheu, die der Furcht ähnlich ist.

Oskar richtet sein Fernrohr auf die Wand. Die Felsbarre, die sich in halber Wandhöhe befindet, erscheint infolge der Vergrößerung durch das Fernglas als ein ernsthaftes Hindernis, das noch beunruhigender wirkt als die darüber überhängenden Seraks. Der Anblick von glatten und dachziegelartig geschichteten Platten läßt den „leader“ vom Eifer zum Pessimismus übergehen.

Mooser und ich studieren abwechselnd die Einzelheiten dieser kritischen Zone.

Fast eben wandern wir unterhalb einer Felsböschung, die uns rechter Hand beherrscht, auf dem Westrand des Roßbodengletschers, den Blick auf den Fuß der Nordwand gerichtet. Plötzlich springen mit widerhallendem Getöse Felsblöcke zwischen uns. Dieser Flankenangriff zielt besonders auf Oskar, ohne Rücksicht auf die zahlreichen Kinder, die sein Vaterherz erfreuen.

Neue Tanzschritte, bittere Überlegungen des bedrohten „Familienvaters“ . . . Der anmutige Tänzer würde aber noch schlimmere Gefahren kennenlernen, wenn er über einen Platz in einer Hauptstadt gehen müßte, zwischen Taxis und Autobussen hindurch, die trotz einiger Leben, die ihnen dann und wann geopfert werden, immer gefräßig sind.

Eine mächtige Spalte treibt uns wieder nach rechts. Ein ganzer Eisenbahnzug könnte bequem zwischen diesen weißen, sehr weit voneinander entfernten Steingutwänden durchlaufen, die denen eines Eisenbahneinschnittes des Nordens gleichen. Ein Rückweg

auf der linken Seite bringt uns 6.32 Uhr unmittelbar unter die Gipfelsenkrechte, an die Einstiegsstelle. Keine Frühstückspause, keine Vorbereitungen zum Kampf. Wir sind seit langer Zeit darauf vorbereitet, mit den Steigeisen an den Füßen, mit den Seilknoten, die durch unsere Luftsprünge, die unter dem Steinhagel Widerstand leisteten, festgezogen wurden. Auf dem Lawinenkegel bildet jede Schneekugel einen Stützpunkt. Die Eckensteineisen verbeißen sich sogleich in der glatten Wand. Instinktiv geben wir im ersten Anlauf das Höchstmaß unserer Schnelligkeit aus. Die Klugheit läßt uns den Zickzackgängen gegenüber, die die Steilheit der Hänge verringern, einem direkten geradlinigen Aufstieg den Vorzug geben. Oskar ist genau so wie die besten „Führerlosen“¹ ein Eckensteinvirtuose geworden, was übrigens noch eine bei den Schweizer Fachleuten seltene Tatsache ist.

Mit ihm wird keine Zeit verloren, um unnütze Stufen zu hacken. Wir arbeiten uns sehr schnell in die Höhe, wie uns jeder Blick nach rückwärts oder zwischen den Beinen hindurch zeigt. Das sind natürlich verstohlene Blicke, denn der Blick muß unablässig die oberen Regionen überwachen. In diesen anderthalb Stunden zischen weder Steine noch Eiszapfen an unseren Ohren vorbei, in einer Zeit, in der wir automatisch dieselbe Anstrengung, die gleiche Bewegung immer wiederholen.

Würden Kola und Kaffein unseren Kniekehlen und unseren Lungen die Kraft verleihen, die ihnen diese Serakreihe, die auf unsere Köpfe überhängt, vermittelt?

Als wir endlich an den Felsgürtel heranreichen, reckt sich das Eis jenseits einer harmlosen Spalte aufs äußerste in die Höhe: jetzt sind wir gezwungen, eine Stufe nach der anderen zu hacken. Zwischen dem Berg und unseren Körpern ist kaum soviel Platz, daß man den Eispickel handhaben kann. In seinem Eifer schlägt sich Oskar, ein Meister des Eispickels, an die Stirn, aber weder der Stoß noch der Schmerz erschüttern seine Kaltblütigkeit und sein

¹ „sans-guide“ im Original (D. H.)

Gleichgewicht. Das ist eine glückliche Überraschung, die uns die erste Berührung mit den Felsen aufspart. Wo sind denn die dachziegelartig geschichteten Platten, die wir durch das Fernglas sahen? An kleine, gut verteilte und unebene, ein wenig verwitterte Stufen geklammert, steigen wir gemeinsam weiter. 8.10 Uhr machen wir auf einem Absatz halt, über den die Flugbahn der Geschosse hinausgeht.

Ringsumher breiten sich helle graue Pilze blattartig über große Felsoberflächen aus. Ihre Haltbarkeit entspricht der eines dünnen und biegsamen Leders. Ihr Aussehen erinnert an das gewisser Porenschwämme¹ unserer Wälder. Man kann sie leicht in großen Lappen abreißen. Nirgendwo habe ich diese wunderliche und fruchtbare Vegetation sonst festgestellt. Sie versetzt meine Gefährten ebenso in Erstaunen wie mich.

Ein dumpfes Rollen läßt uns gewaltig aufpassen. Dann noch eins. Stürzt der Berg ein?

Das ist aber nicht die Artillerie des Fletschhorns, das sind vielmehr die Kanonen menschlicher Wesen. Am Simplon haben Schießübungen stattgefunden, und die tönenden Wellen gelangen hinfort, durch die Echos verstärkt, regelmäßig zu uns. Eine schöne Gelegenheit, ihre Wirkung auf die Standfestigkeit der Seraks zu studieren.

Infolge einer langen Reihe heißer Tage ist das Eis in den Felsritzen geschmolzen. Das Nichtvorhandensein dieses natürlichen Kittes — die häufige Ursache von Steinschlägen — veranlaßt uns, doppelt vorsichtig zu sein.

Die immer bröcklicher werdenden Felsblöcke würden beim geringsten horizontalen Zug abreißen.

Zwei Mitglieder der Seilschaft verankern sich, während sich das dritte nach oben bewegt. Die Griffe liegen weit auseinander und werden selten. Die Stufen verengen sich, dann verschwinden sie. Auf den treulosen Platten macht sich Oskar lang und zieht sich wie eine riesige Raupe zusammen. Wir nähern uns dem Ende der Felsen.

¹ polyporus, Porenschwämme an Bäumen (D. H.)

Am Simplon schießen die schweizerischen Kanonen immer noch. Ihr Donner ist nicht soviel wert wie die klangvolle Stimme Tartarins am Mont Blanc: es gelingt ihm nicht, einen einzigen dieser nach vorn überhängenden Seraks zum Wanken zu bringen.

Ein Eiscouloir — es schwenkt etwas nach rechts ab — beschäftigt uns bis 9.55 Uhr. Das Barometer zeigt eine Höhe von 3700 m an. Ringsum ist die Eiswand überall auseinandergeplatzt; sie treibt Türme wie Pfeile unter dem mächtigen Druck der oberen Massen hervor, die durch den Bau des felsigen Untergrundes behindert sind.

Wir sehen, wie sich Eisgrate in schrägen einander gegenüberstehenden Linien stufenweise gegen den blauen Himmel aufbauen.

Da in dem Wirrwarr eines „Gletscherbruches“¹ die Eisgrate für diese gleichmäßige schräge Richtung eine Vorliebe haben, findet man, nach Moosers Ansicht, immer irgendeine Landenge², um von dem einen zum anderen zu gelangen.

Wir lassen uns auf eine Reihe von V ein, deren weitgeöffnete Arme ebenso viele auseinanderlaufende Seraks sind. 10,30 Uhr kommen wir, indem wir im Zickzack von Landenge zu Landenge gehen, aus diesem engen und verwickelten Labyrinth heraus. Diese steile mit Spalten versehene Fläche — vom Fuße des Fletschhorns haben wir festgestellt, daß in ihr die einzige Möglichkeit liegt, zum oberen Gletscherfeld Zutritt zu bekommen — hat uns in 35 Minuten die Lösung der Aufgabe gewährt. Wir befinden uns jetzt in 3820 m Höhe. Entmutigt ist die Kanone vom Simplon verstummt.

Wir erkennen die kleine auf den Nordostgrat gesetzte Felspyramide, die den Gipfel links flankiert. Weiße, glatte und regelmäßige Flächen breiten sich zwischen dem Gipfel und uns aus. Tiefe Spuren lassen wir darauf zurück. Rechts von der Gipfelsenkrechten wölbt sich eine mächtige, uneinnehmbare fehlerlose Eiswand. Mit Leichtigkeit treibt sie uns nach links zurück. Auf dem

¹ Ich kenne im französischen keinen gleichwertigen Ausdruck. „Rupture glaciaire“ gibt nicht die genaue Bedeutung an.

² isthme im Original (D. H.)

Nordostgrat fassen wir die uns am nächsten liegende Stelle der kleinen Pyramide ins Auge. Ihr felsiger Unterbau taucht aus der Eiswand heraus. Vom Fuße dieser brüchigen Masse ziehen zwei Rillen herunter, die den Schnee tief ausgemeißelt haben. So schnell wie möglich schneiden wir sie in der Diagonale.

Da wir uns von jetzt ab außer Gefahr befinden, sind wir des Erfolges sicher. Ich finde an dem wunderlichen Gefühl, die Eroberung der jungfräulichen Wände fortzusetzen, Geschmack, als bereits auf die höchste Gefahr die völlige Sicherheit gefolgt ist. Das Nachlassen der Spannung im ganzen Wesen, diese höchste Entschädigung für eine überwundene Gefahr, ist uns hier wie im voraus gespendet.

Inzwischen wird unsere Route mit den vom Schatten geschwärzten Spuren, auf einem immer weicher werdenden Schneefeld immer länger. Sie wird bald als eine aus 1000 Ringen bestehende Kette die höchste Stelle des Nordostgrates mit dem Absturz verbinden, der hinter uns verschwindet.

Der Hang wird wieder steiler. Oskar holt seinen Steigungsmesser heraus: 40 Grad, dann 45 Grad. Das ist wenig im Vergleich mit der unteren Wand oder mit dem kleinen zwischen Felsen und Seraks eingeschlossenen Couloir, diesen aufsehenerregenden Durchgangsstellen, deren Steilheit wir infolge der dauernden Bedrohung durch Wurfgeschosse nicht haben messen können.

Die letzten Abhänge halten uns nicht lange auf. 40 m unterhalb der höchsten Spitze münden wir auf den Grat aus. Wir wenden uns nach rechts. Noch einige Schritte und genau um 12 Uhr werfen wir unsere Rucksäcke auf den Schnee des Gipfels zu Boden.

Von der Nordwestschulter, über die die übliche Route von Saas-Grund geht, betrachten wir zwei Stunden später das Profil der Nordwand. Ist es möglich, daß es Menschen gewagt haben, diesen erschreckenden Absturz kühn anzugreifen, und daß es ihnen gelungen ist, herauszukommen? Und kann ich denn glauben, daß diese Menschen, das heißt unsere Seilschaft, eine dort heil beiein-

anderstehende Seilschaft bilden, die kaum ermüdet ist, mit dem ruhigen und riesenhaften Mooser mit seinem zerstreuten Blick — als ob seine blauen Augen unendlich weit entfernte Himmel sähen, — dann mit Oskar, dessen beleibte Figur den Gedanken an Behaglichkeit und gute Küche erweckt, aber Muskeln von außergewöhnlich stählerner Härte verbirgt?

Wie nach einem wunderbaren Traum würde ich meine Glieder betasten, mit der Hand diesen Boden, der uns trägt, berühren wollen, um mich davon zu überzeugen, daß ich wirklich der Mensch bin, der sich hier befindet, der diese fabelhaften Stunden erlebt hat.

Das Ende unserer Jakobsleiter verschwindet hinter einer riesigen Eisbastion. Ein geheimnisvoller Meißel hat sich darin gefallen, darin ein riesiges Gorillaantlitz als Bildwerk darzustellen, das kaum aus dem Material herausgemeißelt ist, und ungeheuerlich und grotesk wirkt.

Warum hat uns dieser Berggeist durchkommen lassen? Ich frage mich noch danach, als ich mir die Bilder ansehe, die ich gerade von dieser Stelle aus Ende September aufgenommen habe, nach einem reichlichen Schneefall und bei 20 Grad Kälte.

XII. AUF DIE AIGUILLES DU DIABLE* — L'ISOLÉE — LA MÉDIANE

Die Aiguilles du Diable, die auf dem Südostgrat des Mont Blanc du Tacul aufgebaut sind, erscheinen zwischen der Isoléescharte und dem Diablesattel von Nordwest nach Südost in folgender Reihenfolge:

	I. L'Isolée oder Pointe Blanche	4114 m	Vallot ¹
Obere Gruppe	{	II. Pointe Carmen	4109 m „
		III. La Médiane (die Mittlere).	4097 m „
		IV. Pointe Chaubert.	4074 m „
Untere Gruppe	{	V. Corne du Diable (Teufels- horn)	4004 m „

Zwischen der Isolée und der oberen Gruppe klafft die Brèche du Diable (Teufelsscharte), zwischen der oberen und der unteren Gruppe die Médianescharte. Weniger tiefe Scharten trennen die Pointe Carmen von der Médiane und die Pointe Chaubert vom Corne du Diable.

Im Jahre 1903 stößt man zum ersten Male auf den Namen der Aiguilles du Diables (Teufelsnadeln). Im Bollettino des Ital. Alpenklubs (1903) berichtet Adolfo Heß aus Turin über seinen Versuch am Südostgrat des Mont Blanc du Tacul (22. August 1902), und daß er angesichts des Hindernisses aufgab, das in Gestalt von 5 wilden Nadeln auftrat, deren niedrigste wohl linker Hand hätte umgangen werden können.

„Man hätte Flügel haben müssen“, hatte der Führer Mussillon geschrien, der unbeweglich in der Scharte zwischen den beiden

* Die Alpen, 1930, VI.; Die Alpen, 1939, XV., Nr. 4, mit weiteren Einzelheiten und Bildern (D. H.)

¹ Nach der Vallotkarte

niedrigeren Zwillingsnadeln stand. „Nadeln des Teufels“, hatte der andere Führer, Croux, geflucht, „ja, wahrhaftig, des Teufels.“

„Von diesem Augenblick an“, fährt Heß fort, „hatten die stolzen Bollwerke einen Namen, und sie werden ihn bis zu dem Tage behalten, wo ein glücklicher Bergsteiger sie auf eine ritterlichere und poetischere Art umbenennen wird.“

Der Tag war schon weit vorgeschritten, als die Seilschaft den Grat¹ durch eine lange vereiste Steilrinne seiner Nordwand erreichte. Diese vorläufige Besteigung, versicherte Croux, war an sich allein soviel wert wie die der Aiguille Verte.

Im gleichen Jahre bahnten sich am 3. September A. Heß, A. Ferrari und F. Santi mit vier Führern aus Courmayeur einen direkten Weg zum Mont Blanc du Tacul über die Südwand, vom Cirque Maudit zum Gipfel.

Das ursprüngliche Vorhaben des Adolfo Heß wurde zum Teil von Herrn L. de Riseis im Jahre 1914 verwirklicht (unter Auslassung der Nadeln gewann Riseis den Grat zur Isoléescharte) und im Jahre 1928 vollständig ausgeführt. Diese außerordentliche Heldentat von Miss O'Brien, L.-R. Underhill, Armand Charlet und G. Cachat, wurde 1929 durch die Herren Roch und Belaieff wiederholt.

Nach dieser einzigen Überschreitung des Teufelssattels hatten die Nadeln 18 Jahre lang von neuem den Frieden kennengelernt. Man hielt sie für unbezwinglich. War es nicht unnützlich, da Versuche anstellen zu wollen, wo ein Heß verzichtet hatte? Dennoch hatte der Turiner Bergsteiger geschrieben — und jeder konnte es lesen: „Hätten wir etwas zum Biwakieren mitgenommen, hätten wir am nächsten Tage die erste der Nadeln und dann die anderen erklettern können.“

Heß war sicherlich Manns genug, um das Problem zu lösen, aber er hatte gerade an diesem Tage, erinnern wir uns daran, nicht die

¹ Die Gratstelle, die Heß mit seinen Führern Mussillon und Croux erreichte, heißt heute Col du Diable (Teufelsjoch 3951 m). Die Seilschaft machte also, indem sie über die entgegengesetzte Wand abstieg, die Erstbesteigung und den einzigen Quergang.

Nadeln selbst, sondern den Mont Blanc du Tacul im Auge, und es war spät.

Im Jahre 1921 griff Etienne Henriot mit den Führern Camille Simond und Camille Ravanel die unteren Nadeln an. Sein Mißerfolg, dem im Jahre 1922 ein zweiter folgte, bestätigte die allgemeine¹ Anschauung.

Plötzlich² erhielt man erstaunlicher Weise Nachricht von der Besteigung und dem Sieg der Herren Jacques de Lépiney, P. Chevalier und H. Brégeault. Nach ihrem Aufbruch von der Turiner Hütte hatten sie ohne Biwak die Schönste der fünf Nadeln, wenn auch nicht die höchste, bezwungen. Brégeault erstattete darüber in La Montagne (Nr. 175, Oktober 1924) einen urkundlichen und lebendigen Bericht. Die zweite der Teufelsnadeln (die zweite von Nordwest nach Südost) heißt seitdem Pointe Carmen.

Wenn der Rückzug der Seilschaft Heß und die Mißerfolge Henriot's die Kletterer entmutigt hatten, so sollte die sehr optimistische Ansicht Brégeault's über die Isolée dagegen den Angriff auf sie beschleunigen.

„An ihrem Fuß“, schrieb Brégeault, „recken sich etliche Platten in die Höhe, die wohl einige Turnübungen notwendig machen werden, die obere Hälfte ist aber stark zerklüftet und muß verhältnismäßig leicht sein.“

Brégeault's Bericht enthält noch eine andere wertvolle Auskunft: auf dem Mont Blanc du Tacul-Grat war die Seilschaft am Fuß der Pointe Carmen auf keine Schwierigkeiten gestoßen.

Das Problem beschränkte sich also auf die unterhaltende Ersteinsteigung des Monolithen. Durch diese Angaben sehr sicher gemacht, hegte ich nur die Befürchtung, beim Angriff auf die Isolée überholt zu werden.

¹ Henriot gelangte, wie der Führer Mussillon 1902, bei seinem letzten Versuch zu der Einkerbung zwischen Pointe Chambert und dem Teufelshorn.

² Plötzlich, aber mit vierzehn Monaten Verspätung. Die Besteigung hatte am 13. August 1923 stattgefunden.

Ich wartete zusammen mit Jean Chaubert, meinem Gefährten bei zahlreichen Besteigungen, voll Ungeduld auf die Rückkehr des Sommers. Aber im Juli begab ich mich allein nach Chamonix. Chaubert, der im Flachland zurückgehalten wurde, hatte auf meiner Abreise bestanden; der Angriff konnte nicht mehr aufgeschoben werden.

Die Nadel bot ja keine ernsthaften Schwierigkeiten, was aber nicht den Tatsachen entspricht.

In Chamonix traf ich mich mit Armand Charlet und Antoine Ravel. Chaubert und ich hatten mit den beiden 1924 eine neue Route an der Aiguille Verte¹ eröffnet. Doch berührt diese neue Route nicht einen Zoll jungfräulichen Geländes. Sie verbindet die Route Fowler² — von der Verte zur Grande Rocheuse — mit der Fontaine's, das heißt von der Rocheuse zum Talèfregletscher über die Aiguille du Jardin.

Eine einzige Erinnerung bewahre ich noch von unserem Anstieg zum Géantsattel. Ich sehe noch eine einsame Person am Rande einer Spalte verstemmt stehen. Das Seil, das sie mit beiden Händen hält, taucht in dem Schlunde unter. „Festhalten, wir kommen gleich“, rufen wir ihm zu. Aber schon taucht ein zweiter Bergsteiger aus den Tiefen empor. Er war gerade auf die Suche nach seinem Paß gegangen, der ihm beim Überschreiten der Spalte aus der Jacke gerutscht war ... und er brachte ihn mit! ...

Ein nicht erhoffter Zufall, die Turiner Hütte ist nicht überfüllt. Wie eine große Dame vor dem Ball schlafe ich von 17 Uhr bis Mitternacht, dann wird gefrühstückt. Das ist die Stunde, zu der man in den Großstädten nach dem Theater zu Abend speist.

Der Col du Géant, der Col des Flambeaux und der Col du Midi ziehen unter unseren Füßen vorüber. Dann kommt der lange und gleichmäßige Anstieg zur großen Wand des Tacul, die durch eine niederträchtige kleine Eiswand abgeschnitten ist. Weiter oben bläst ein sehr kalter Wind aus Nordwest.

¹ Siehe Blanchet „Als Letzter am Seil“ (D. H.)

² Fowler machte diese Überschreitung in umgekehrter Richtung.

5,10 Uhr überschreiten wir den Gipfel oder vielmehr die Gipfel und haben es eilig, Schutz gegen den Nordwind in den Felsen der Gegenseite zu suchen, von wo der Südostgrat abzweigt.

Ravel macht das Gedeck auf einem gut geschützten Absatz fertig. Durch den Frost sind die Eier körnig geworden. In den Feldflaschen schwimmen kleine Eisberge.¹

Ringsum lodern alle Gipfel glühend auf. Diese Feuersbrunst löst aber keine Hitze aus. Der Abstieg auf dem Grat mit seinen schönen runzligen Griffen läßt uns wieder wärmer werden. Die Gruppe der Nadeln — im Augenblick überragen wir sie um 140 m — wird schnell größer. Diese geschärften Spitzen haben ein wildes Aussehen. Nur die Isolée tritt langsam hervor.

Von hier aus kann man wie vom Géantgletscher nur ein Stück sehen. So ist die Nordscharte verborgen, und die scheinbare Höhe des Monolithen, der so hoch aufgeschossen wirkt, wenn man ihn vom Jardin du Talèfre oder vom Col de la Brenva prüft, erscheint um die Hälfte verkürzt.

Wir lassen zwei Gendarmen hinter uns. Plötzlich richtet sich die Isolée in voller Größe vor uns auf. Die enge und düstere Scharte ist zwischen eine Schultermauer des Grates, die zehn Meter hohe steile Felsen stützen, und dem Nordfluß der Isolée eingeklemmt, deren unersteigliche Wand sich senkrecht erhebt. Südwestlich stürzt sich ein schwindelerregendes Couloir in einen 1000 Fuß tiefen Abgrund. Stellenweise sieht man hier Glatteis schillern. Dort sind Herr de Riseis und die Rey hochgestiegen. Sie sind den Wurfgeschossen entschlüpft. Soll man mehr über ihr Glück oder über ihre Kühnheit in Staunen geraten?

Um die Verhältnisse der Nadeln abschätzen zu können, muß man sich etwas von ihnen entfernen. Zu diesem Zweck fassen wir in der Nordostwand einen Absatz in den benachbarten Felsen ins Auge.

Mit dem Rücken zum Mont Blanc du Tacul gewandt, habe ich die Isolée, die Carmen und die Médiane vor mir. In einer solchen

¹ icebergs im Original (D. H.)

Höhe ein einzigartiges Bild, das diese Kette von kirchturm hohen Türmen gewährt, die ihre Herausforderung dreifach in den gleichgültigen Himmel schleudern. Besser als dies einfarbige Blau, als dies Schweigen, als dieses wunderbare Licht würden zu ihnen das Galoppieren von schwarzen, durch die scharfen Grate zerrissenen Wolken, das kurze Aufflammen von Blitzen und die Lästerungen des Donners, die Verwünschungen des Windes, der sich in die Scharten stürzt, passen.

Wenn Brégeault, anstatt an der Isolée entlang zu streifen, sich etwas entfernt hätte, um den notwendigen Abstand zu suchen, würde ihm der Monolith furchtbar und beherrschend vorgekommen sein. Die Carmen ist indessen in ihrem mächtigen Schwung noch schöner. Die Médiane, die mit ihrer Warte und ihrem ins Blaue geöffneten Tunnel so eigenartig wirkt, gibt ihr kaum etwas nach.

Die Pointe Carmen und die Isolée zerdrücken mit ihren 60 m hohen Wänden die Teufelscharte, die sie trennt. Auch sie ist eng: ein Schritt nach links oder nach rechts und ich sehe sie verschwinden, während sich die beiden Nadeln daneben ansetzen und vereinigen. Die senkrechte Wand der zwerspaltigen Carmen läßt gegen die Isolée einen scheußlichen Buckel hervorspringen, und, um ihn zu fliehen, biegt sich die Isolée zurück.

Am Fuß der Isolée glänzen der Carmen gegenüber die Platten Brégeault's wie ein hellgrauer Panzer. Sie recken sich 30 m hoch, sind zuerst steil, dann senkrecht und sogar überhängend.

Das „bißchen Turnübung“¹, das sie beanspruchen werden, veranlaßt Charlet dazu, Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Ravanel erhält den Auftrag, sich bald auf der anderen Seite der Nadel in der Isoléescharte zu verankern, die 20 m höher liegt als die Teufelscharte. Dank dieses Höhenunterschiedes wird die Bürgschaft des Seiles für die Besteigung eines Teiles der Platten nicht illusorisch sein. Charlet beginnt mit dem Abstieg, indem er am Fuße der schmalen Nordostwand entlang geht. Dann bringt ihn ein horizon-

¹ peu de gymnastique im Original (D. H.)

taler, kurzer und mißlicher Quergang einige Meter oberhalb der Diablerscharte in die Platten.

Senkrechte Rillen werden es Charlet gestatten, hochzukommen. Es ist unmöglich, den Körper hineinzubringen, in den Rillen ist kaum Platz für die Fußspitze und die Hände. Einer der Grate, die für die Teufelsnadeln charakteristisch sind, grenzt links an die Wand. Anfangs senkrecht, dann überhängend, biegt er sich nun um 70 Grad bis zum Gipfel einwärts. Das ist eine der Seiten des Spitzbogens, den die Isolée bildet.

Langsam nähert sich Charlot, von Rille zu Rille vordringend, einer überhängenden Felsschuppe. Der genauen Angabe A. Roch's zufolge, hängt sie wie eine Zunge über der Wand. Unser Führer¹, der nach links gedrängt wird, verschwindet für einen Augenblick. Sein rechter Arm wirft sich plötzlich um die Felsschuppe und umschlingt sie. Der Körper des Kletterers, der wieder sichtbar geworden, hängt rückwärts hinaus.

Ich habe gerade so viel Zeit, um den Kodak fertigmachen zu können. Von meiner Beobachtungsstelle gelingt es mir, alle Phasen des „härtesten Kletterstückes in den Hochalpen“ festzuhalten.

Neun Aufnahmen für ein 6 bis 8 m langes Wegestück: fast eine kinomatographische Aufnahme. Auch Miß O'Brien hat dieselbe Stelle photographiert. Ihre nebeneinandergestellten Aufnahmen illustrieren den Aufsatz, den sie für die Zeitschrift „Alpinisme“ geschrieben hat (1929, III, Seite 79: „Die kritische Stelle an der Pointe Blanchet“). Dicht neben dem sehr steilen, aber nicht mehr senkrechten Grat, hißt sich Charlet jetzt in einer kurzen Rille hoch, die oben auch durch einen Überhang abgeschlossen ist. Ein mühsames Verspreizen der Beine erlaubt es ihm, Halt zu machen. Es scheint unmöglich zu sein, weiterzukommen.

Charlet hat die Spitze seines Pickels vermittels einer schrägen sehr gewagten Bewegung in einer winzigen Rille ganz gegen den Grat hin aufgehängt. Er wird sich vermittels des Pickelstiels hoch-

¹ leader im Original (D. H.)

ziehen, einen Arm zu einem Griff, der fast außer Reichweite liegt, ausstrecken und bis zur Gratkante in die Höhe steigen.

Das ist der Augenblick, in dem im Zirkus das Orchester verstummt. Der Artist führt seine „sensationelle“ Nummer vor. Unter den Zuschauern hält jeder den Atem an. Alle Köpfe richten sich auf das fliegende Trapez. Das Todesspiel beginnt. Die Nerven geraten in Spannung, ein Schauer des Schreckens zieht vorüber. Einer Frau wird schlecht, einige machen die Augen zu. Ein verlängerter Trommelwirbel schwillt in einem gigantischen Crescendo aus dem Pianissimo zum Fortissimo an ...

Schluß. Der Artist grüßt. Prasselnd ertönt das Beifallklatschen, in das sich Schreie der Bewunderung und Erleichterungsseufzer mischen.

Jetzt ist die Zeit für Charlet gekommen, zum letzten Male photographiert zu werden, als er auf der Kante kauert, wie eine aufs äußerste gespannte Feder in sich zusammengezogen ... und schon richtet er sich auf einem Absatz auf und dreht sich um. Mit dem Gesicht zum Publikum gewendet, läßt er unsere bewundernden Huldigungen zu sich emporsteigen.

Für mich und für Ravel, diesem „glänzenden Zweiten“, war die Seilhilfe, fürchte ich, nicht nur moralischer Natur¹. Wahrhaftig, „etwas Turnübung“ kann in 4000 m Höhe sehr mühsam erscheinen.

Die Nadel hat in ihrem unteren Teile ihre Verteidigungsmittel erschöpft. Auf die senkrechten Rillen, auf die Überhänge, sind gastlichere, mit zahlreichen und sicheren Griffen ausgestattete Risse gefolgt.

Die durchkältende hellgraue Schattierung hat einer gelblichen sehr warmen Färbung Platz gemacht. In dem runzligen Granit verlaufen Quarzadern in horizontaler Richtung, hier und da erglänzen Kristallspitzen.

Dieses 35 m hohe Schlußstück unserer Kletterei ist in einem Augenblick erstürmt.

¹ Siehe Bild Aiguilles du Diable (l'Isolée) mit Charlet (D. H.)

Wollte man den Wert einer Besteigung nach dem Oberflächeninhalt des Gipfels bemessen, so würde der Inhalt in diesem Falle unbedeutend sein. Wieviel Anstrengungen, wieviel Gefahren waren nötig, um von einem kleinen Grat Besitz zu ergreifen, der kaum 50 cm breit ist . . .

Unser Blick haftet auf der Pointe Carmen und schweift über ihre schrecklichen Wände entlang. Jenseits der Abgründe trifft er dann auf die schwarzen und silbernen Bergketten, denen er auf der Suche nach bekannten Gipfeln folgt. In einem vergoldeten Nebel erkenne ich mehrere große Zermatter Bergspitzen. Nach Süden, zum unsichtbaren Italien hin, erschließen sich Sättel.

Infolge ihrer zu großen Nähe erdrückt uns die Masse des Mont Blanc. Sie vermauert den ganzen westlichen Horizont.

Weder Auge noch Ohr bemerken das geringste Lebenszeichen. In dem riesigen Raum, der uns umgibt, sind ebenfalls Ton und Bewegung nicht vorhanden.

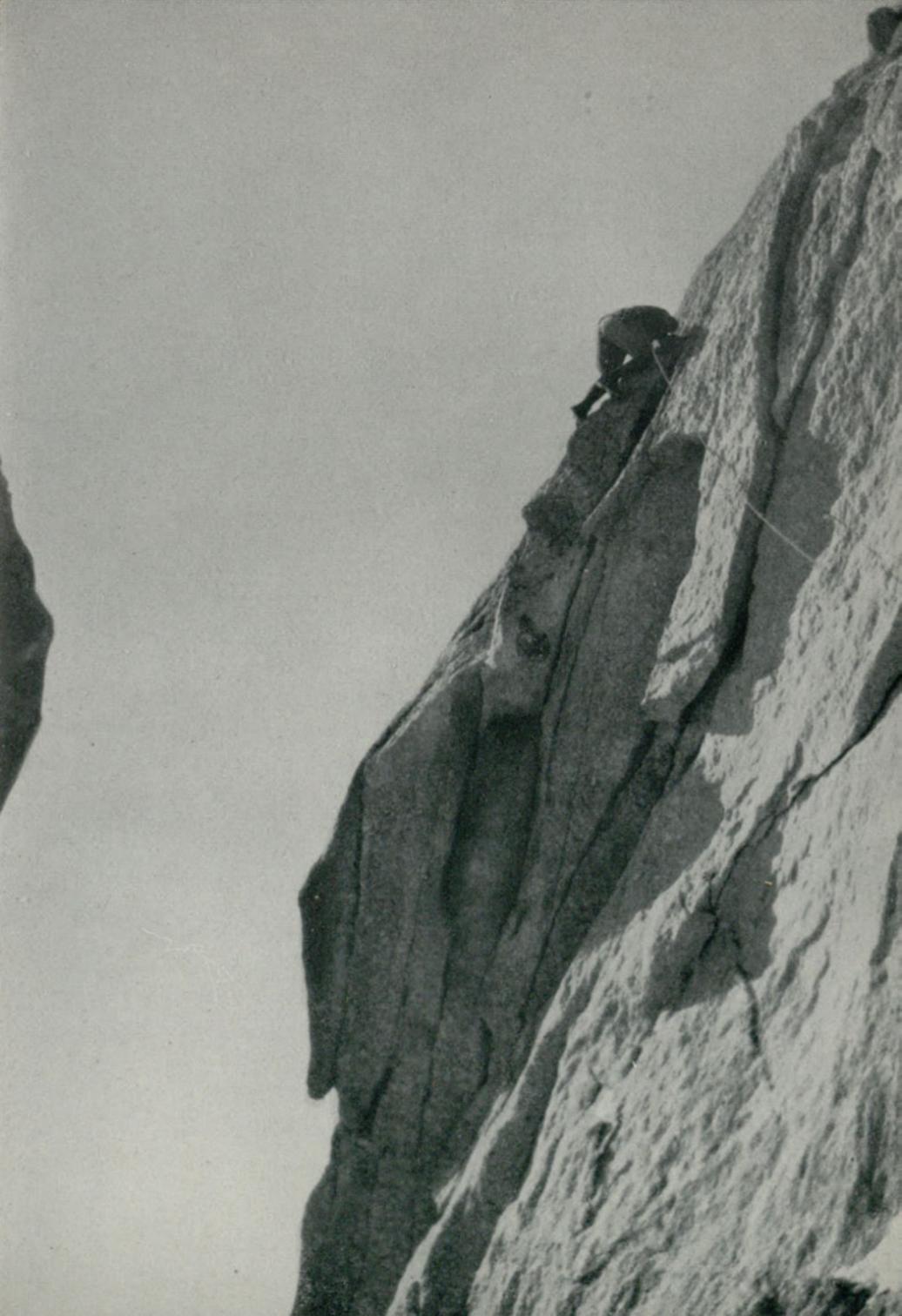
Mich durchdringt ein durch die Einsamkeit verschärftes Empfinden, das nach und nach die Begeisterung über den Sieg vertreibt. Charlet und Ravel schweigen, gleich als ob sie nicht wagten, dies drückende Schweigen zu brechen. Gern würde man einen Serak krachen, einen Stein fallen, den Flügelschlag einer Dohle hören.

Vergeblich sucht der Blick nach dem Strom eines Baches, nach dem Sturz eines Wasserfalles. Keine Wolke bewegt sich an dem gleichförmigen Himmel.

Auf den Schneefeldern des Géantgletschers läßt ein Spiel des Tageslichts eine ferne Trasse erscheinen, die trübsinnig wie die letzte Spur von Verschwundenen wirkt.

Von neuem knirschen die Nägel auf dem körnigen Gestein. Am unteren Ende der gelben Felsen erreichen wir linker¹ Hand eine kleine Plattform. Von hier aus seilen wir uns 20 m ab, mit den Füßen im rechten Winkel zu der glatten und hellen Wand, und jetzt stehen wir am Fuß des Monolithen.

¹ Links im Sinne eines Abstieges mit dem Gesicht nach vorn



Dann steigen wir wieder auf den Mont Blanc du Tacul, nach Ansicht des aufbrausenden Armand zu langsam.

Die Scharte ist verschwunden . . . Allmählich versinkt die Nadel immer mehr. Als wir auf dem Gipfel des Tacul anlangen, demütigt sie sich vor ihren stolzen Schwestern so sehr, daß sie die Worte der Heiligen Schrift rechtfertigt: „Die Ersten werden die Letzten sein.“

Am 1. September 1925 traf bei mir in Zermatt ein Fernspruch aus Chamonix ein.

„Zwei dièzes¹ gemacht. Chaubert.“

Was war der Schlüssel dieses Geheimspruchs? Ich las ihn verkehrt durch. Ich ließ die Buchstaben ihren Platz vertauschen. Aber die beiden ersten Worte ergaben für sich allein ein Spiel von 40320 Kombinationen. Ich wollte das Dokument schon an Herrn André Langie schicken, den großen Schweizer Fachmann in chiffrierter Sprache, als mir der Postbote einen Brief brachte. Er trug sogar die Unterschrift von der Hand meines Freundes.

Chaubert hatte, indem er die verlorene Zeit wieder einholte, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Im Verlaufe eines Tages hatte er soeben die beiden unteren Teufelsnadeln bestiegen. In mir wurde es Licht. Aus diesen beiden „diablies“ waren durch die Phantasie eines Telegraphisten, eines leidenschaftlichen Musikfreundes, zwei „dièzes“ gemacht worden.

Von der höchsten Nadel aus hatte Chaubert die mittlere Spitze, die Médiante, einer Prüfung unterziehen können. Eine Besteigung über die Südostwand, jenseits der Scharte 4017², war ihm nicht unmöglich vorgekommen: Immerhin würde der Zugang zu besagter Scharte seiner Ansicht nach eine wenigstens auch schwierige Aufgabe stellen. Ein langes vereistes³ Couloir zieht von ihr im Süd-

¹ dièze = Note mit einem Kreuz (D. H.)

² Die Scharte 4017, die zwischen der Pointe Chaubert und la Médiante liegt, hat den Namen Médiantescharte erhalten.

³ Der Höhenunterschied zwischen seiner höchsten Stelle und seinem Fußpunkt macht etwa 500 m aus.

westen herab. Steinschläge bestrichen es. Es in seiner ganzen Länge ersteigen zu wollen, hätte bedeutet, sich einem sicheren Tode auszusetzen. Vielleicht würde man aber in die Scharte an einem Punkt eindringen können, der näher am Gipfel lag.

Wir beschlossen, im nächsten Sommer das Abenteuer zu versuchen. Wie viele Male habe ich mir in den Monaten des Stadtlebens dieses direkte und schwarze Couloir mit seinen senkrechten Wänden vorgestellt ... Schließlich träumte ich davon. Von seinem steilen Rand kamen wir durch Abseilen bis in den Grund der düsteren Schlucht hinunter. Steine und Eiszapfen, die von der Médiäne oder der Pointe Chaubert entsandt waren, liefen bei ihrem Sturz auf dem Couloir zusammen.

Salvenartig zogen Steinlawinen vorüber, Staubwolken erhoben sich. Einmal zermalmte ein Block Chaubert, am nächsten Tage war es Charlet. Warum konnte ich immer entweichen? Einmal jedoch wurde die ganze Seilschaft fortgetragen. Aber vor dem Ende eines unendlichen Sturzes — Welch ein Karpfensprung zwischen meinen Bettlaken — verwandelte sich der Heidenlärm in fröhliche Explosionen: in der Turiner Hütte floß der Asti spumante in Strömen, um die Eroberung der Médiäne zu feiern.

Der Pariser Winter verging nie langsamer. Und in der Schweiz fing er leider im Juni wieder an. Charlet bestand nichtsdestoweniger darauf, ohne Aufschub die jungfräuliche Nadel anzugreifen.

Auch andere Kletterer beehrten danach. Unter ihnen befand sich ein deutscher Bergsteiger. Er hatte es Charlet, dessen Ungeduld zunahm, mitgeteilt. Vermochten wir denn aber ohne das geringste Training diese fürchterliche Spitze unter fast winterlichen Verhältnissen zu berennen?

Zur rechten Zeit stellten sich eisige Stürme ein, um Armands Glut zu löschen. Der rechtsrheinische Liebhaber schwamm übrigens jetzt gen Spitzbergen, um dem Winter Europas zu entfliehen.

Da auch Chaubert und ich der Kälte und des Regens überdrüssig geworden, reisen wir in den ersten Tages des Juli über Mailand und Como nach Chiesa im Valtellin. Ach! Die guten Mittagsruhe-

pausen, zwischen zwei Regengüssen auf der Terrasse des Hotels Malenco . . . Warum war es nötig, daß die Sonnenstrahlen Italiens in uns einen lästigen Wunsch nach Betätigung erweckten?

Wir machen uns auf den Weg zur Bernina. Eine drückende Hitze hat den Scerscengletscher erweicht. Nebel ziehen einher.

Am Fuße des Crastagüzzasattels stellen wir fest, daß die übliche Route ungangbar ist: Felsen und Seile verschwinden unter den Neuschneehaufen. Da, wo der Schnee abgerutscht ist, glänzt das Glatt-eis plattenweise. Wir wenden uns dem gefürchteten Canalone zu. In halber Höhe des riesigen weißwattierten Couloirs enthüllen metallische Rückstrahlungen einen sehr steilen aus aperem Eise bestehenden Streifen. Darüber befinden sich schwere, wasserdurchtränkte Schneemassen, die bereit sind, als Lawinen herabzustürzen. Dieser recht ernsthaften Bedrohung stellt der Führer Giuseppe dell'Andrino eine gewisse optimistische und leichte Geste gegenüber, indem er den Vogelflug durch Gebärden darstellt und einen überzeugenden Empfindungsausdruck hören läßt: „birimbimbim“. Gegen die Mitte des Canalone zu stürzt ein Hagel von Eiszapfen auf Chauberts Rucksack, der einen hallenden und triumphierenden Ton wie von Schallbecken von sich gibt.

Wir beginnen, staffelförmig auf einer Eismauer aufgebaut, mit Pickelschlägen einen fieberhaften Kampf, während ein Gewitter naht. Weiter oben stellen wir fest, daß der Schnee weich und dicht ist. Wir sinken bis zu den Knien ein. Der Trichter erweitert sich erheblich. Durch eine große nach links gerichtete Kurve kommen wir heraus. Kaum sind wir den Fängen des Canalone entwischt, da spüren wir schon den heißen Atem des Gewitters.

Im Laufschrift erreichen wir, als der Nebel uns einhüllt, die winzige „Marco e Rosa“-Hütte, die, am Rande des Absturzes aufgestellt, bei 3519 m Höhe ganz nahe am Sattel liegt. Drei Tage später suchen wir als ausgehungerte Belagerte auf der Schweizer Seite einen Ausweg, während im Canalone der Donner der Lawinen unaufhörlich rollt. Was für ein Abstieg, „Birimbimbim“, bei dem dicken Nebel in dieser weißen und beweglichen Wüste!

Nach einer Woche von Gewittergüssen erstürmen wir von Pontresina endlich die Bernina und den Zupo. Die Besteigung der beiden Gipfel vervollständigt meine Sammlung der Schweizer „Vier-tausender“.

Man ahnt es, daß die Berninafahrt nicht die einzige war, die man mit einer der Partien des „Gänsespiels“¹ vergleichen könnte, wobei man auf einem Fach unbeweglich bleibt, glücklich, nicht verurteilt zu sein, noch zurückspringen zu müssen, bevor man weiterkommt — oder wieder vorwärtsspringen kann.

In zwei Märschen eilen wir nach Montenvers. Am nächsten Tage besuchen wir die Petits Charmoz. Gegen Abend treffen Charlet und Jean Devouassoud ein, ein neuer Rekrut, der den behinderten Ravanel ersetzt.

Am 22. Übergang über den Géantsattel. Die behagliche und geräuschvolle Turiner Hütte birgt uns für die Nacht.

Am 23. dringen wir lange vor Tagesanbruch in den Cirque Maudit ein. Wir sind fünf an der Zahl. Der Fünfte, dessen Mitarbeit für uns sehr wertvoll hätte sein können, marschiert schweigend und freudlos. Wie ein Gespenst gleitet er über den Schnee.

Eine sehr steile Wand. Felsen: der Fuß der Südwestwand des Teufelsattels. Die Laternen schwanken und hüpfen bei der zufällig wenig schwierigen Kletterei. Manchmal macht Charlet halt, um einen schwierigeren Schritt zu beleuchten, und dreht sich um. Es riecht ekelhaft nach Metall, das durch eine arme Kerze hinter der verräucherten Glimmerscheibe erhitzt wurde.

Die Morgenröte lauert am unteren Rande des bereits grauen Himmels. „Man wird marschieren können“, meint Charlet, der ungeduldig an seinem Zügel kaut. Unser „Gespenst“ wird aber schwerfällig und keucht. Das ganze Grau des Himmels, der jetzt die Malven- und Perlmutterfarbe trägt, hat sich auf das Gesicht des Kranken geflüchtet.

Nicht weit vom Sattel fassen wir den Entschluß, ohne ihn weiterzugehen, denn er ist fertig. Unsere mütterlichen Sorgen betten ihn

¹ Ein uraltes Würfelspiel in Frankreich, zwei Arten (D. H.)

in seinem Umhang auf eine sehr glatte Platte, wo er ruhen und schlafen können. Mit Wollsachen, Lebensmitteln und einem Kocher ausgestattet, kann er hier lange Stunden verweilen, als Mittelpunkt der verklärten Kurve, die die Sonne ziehen wird. Zwischen zwei Schläfchen, mit dem Rücken an den gewaltigen Grat gelehnt, der den Mont Blanc du Tacul mit dem Grand Capucin verbindet, wird er von der Tour Ronde am Mont Maudit einen durch Scharten durchbrochenen, mit Türmen gespickten Grat betrachten können.

Klänglich lächelt er, als er füglich einen Gendarmen bewundert, der sich wie eine Rasierklinge hochreckt und sich auf einem so kleinen, so gebrechlichen Stützpunkt im Gleichgewicht hält. Jenseits erhebt sich die Aig. Blanche de Pétéret luftig und unwirklich in den Himmel. Sie verursacht dem Patienten aber Übelkeit.

Da ist der Teufelssattel. Wir bemerken die Verte, die ganz frei geworden ist. Einige unbedeutende Wolken ziehen von Norden her. Eine dunstige Haube sitzt auf dem Haupt des Monarchen. Als ich mich darüber beunruhige, meint Charlet: „Die Verte ist das beste Barometer.“ Und tatsächlich wird der Gipfel des Mont Blanc bald in völliger Reinheit strahlen.

Ein feiner Schneegrat — Henriot sah hier schreckliche Wächten, leitet uns an den Fuß der unteren Teufelsnadeln, die sich pfeilartig hochrecken. Wir umgehen diese schönen Opfer Chauberts auf der Südseite und überschreiten bald zwischen Aig. 4074 und einem spitzen Gendarmen einen verschneiten Sattel. Von da ab stehen wir alle vor dem Unbekannten¹.

Ein für Nummer 5 bestimmter Schrei bleibt unbeantwortet. Durchwühlt etwa irgendein „innerer“ Geier mit seinem Schnabel diesen modernen Prometheus?

Der Plan, den Chaubert und Charlet festlegten, ist, wenn auch nicht der einzig mögliche, doch wenigstens der allervernünftigste.

¹ Von hier aus hatte die Seilschaft Chaubert im Jahre 1925 ihre Schritte nach rechts zu der Scharte gelenkt, die das Teufelshorn von der Pointe Chaubert trennt.

Um in das Couloir einzudringen, das mit der Médianescharte in Verbindung steht, müssen wir einen schrägen sehr heiklen Abstieg versuchen.

Dreimal nehmen wir unsere Zuflucht zum Abseilen. Dadurch ersparen wir uns auf einer steilen Wand das Suchen nach Griffen, die unter dem Schnee vergraben sind, und außerdem die Berührung mit den vereisten Oberflächen. Dies dunkle und enge Couloir, das bisweilen senkrecht ist oder überhängt, erscheint mir wohl als das meiner Träume. Senkrechte und glatte Mauern sperren es ein. Ein Riß auf seinem Südufer gewährt uns eine Durchgangsmöglichkeit, und wir stoßen auf den eigentlichen Grund des Kanals.

Wir wissen wohl, daß uns die Médianescharte um 70 m überragt. Die außerordentliche Steilheit entzieht sie unseren Blicken.

Das von Schatten erfüllte Couloir ist noch vereist. Das Eis hält dabei die losen Steine fest.

Die Kletterei verlangt dauernde Aufmerksamkeit. Als Vorsichtsmaßregel für eine etwaige Rückkehr reißt Charlet alle verdächtigen Steine heraus. Er wirft sie rückwärts fort, über die Mitglieder der Seilschaft, die staffelförmig über dem Abgrund aufgebaut sind. Hinter mir — ich bin der Zweite — klettert Devouassoud. Chaubert, der großmütigerweise Letzter geblieben ist, hat sich gleich im Anfang unter einem Übergang in Sicherheit bringen können.

Der Lärm der Geschosse hallt in den unsichtbaren Tiefen wider. Manchmal hackt der Führer in das blanke Eis. Unsere Hände leiden unter der Kälte. Die Schwierigkeiten häufen sich. „Seid Ihr fest entschlossen?“ fragt Charlet, bevor er den Kampf gründlich beginnt. Eine solche Frage, aus dem Munde dieses Rasenden . . .

Von jetzt ab wird das Seil nur noch eine moralische Unterstützung sein. Es ist tatsächlich unmöglich, einen ungeschickten Kletterer an diesen Felsen mit ihren unzuverlässigen Griffen zu sichern oder hochzuziehen. Jeder für sich, und beim geringsten Fehler der Sturz für uns alle. Indem ich den Kopf hebe, kann ich die Sohlen Charlet's fast ganz sehen, der sich nur mit einigen Nägeln hält, darunter die

Baskenmütze Devouassoud's. Weiter unten bemerke ich gelegentlich den Hut Chaubert's.

In der Nähe des Sattels teilt ein Vorsprung das Couloir in zwei parallele Äste. Es setzt sich bis zu einem Gendarmen fort, der mitten in der Scharte steht. Wir benutzen zunächst den linken und dann den rechten Ast.

Um 8 Uhr stellt sich Charlet in der Scharte in Positur, gerade am Fuße der senkrechten Wand der Pointe Chaubert. Wie Bergleute kommen wir in kurzen Zwischenräumen aus dem dunklen Schacht heraus.

Die Sonne beleuchtet die Südostwand der Médiäne im ganzen, eine steile 80 m hohe Mauer. „Die wunderbarste und steilste Wand, die wir je angegriffen haben,“ schreibt später Roch. Wie alle Südostwände der Teufelsnadeln ist sie fahlrot¹. Ein sehr weiter, 40 bis 50 m langer Kamin zieht bis zu drei Absätzen, die schräg abgestuft sind, nach oben. Drei Blöcke, die unten auseinandergespreizt sind und mit ihren Spitzen zusammenstoßen, vollenden das Gebäude. Zwischen ihnen befinden sich zwei enge Tunnels.

Die Südwest- und die Südostseiten des linken und die symmetrischen Seiten des rechten Blockes scheinen einen wesentlichen Teil der entsprechenden Wände der Nadel auszumachen. Sie sind so genau übereinandergelagert, daß wir, von der Scharte aus, bis zur höchsten Stelle zwei ununterbrochene Querschnitte hochziehen sehen.

Um an den Fuß der Médiäne zu gelangen, umgehen wir den schlimmen Turm, der die Scharte in zwei Teile teilt. Nochmals tauchen unsere Hände in den Pulverschnee, als wir nach irgendwelchen Griffen suchen; mit dem Fuß machen wir seltene Tritte frei. Darunter befindet sich ein vereistes Couloir, dessen nach außen gewölbte Wand sich dem Blick entzieht.

Während die Beine ins Leere baumeln, ruhen wir uns, mit dem Rücken an eine kleine schon warme Wand gelehnt, auf einem

¹ Mit Ausnahme der der Isolée, die zur Hälfte grau und fahlrot ist. Alle Nordwestwände sind dagegen grau.

ebenen Bande am eigentlichen Fuße der Médiäne, der Pointe Chaubert gegenüber, aus. Von dem alltäglichen Stilleben, das von den Führern aus Brot, Käse und Eiern zusammengestellt ist, bleiben nur Papierfetzen und etliche Eierschalen übrig. Das Wohlbefinden macht mich schlaff wie eine Eidechse, die in der Sonne zuckt. Mit halb geschlossenen Augen sehe ich wie im Traum das Profil der Nordostwand der Pointe Chaubert und auf einem kleinen Absatz das in Erstaunen setzende Schattenbild einer steinernen Kanone, die von ihrer Bedienung verlassen ist. Sie ist auf die Verte gerichtet. Aber Charlet läßt über meine Einbildung prompt ein Strafgericht ergehen: „Ich sehe da nur eine Landungsstelle. Mit dreimaligem Abseilen würde man von der Pointe Chaubert zur Scharte hinunterkommen, um dann mit einem kleinen Quergang auf gleicher Höhe abzuschließen.“ Und zwei Jahre später wendete er bei der vollständigen Überschreitung der fünf Spitzen drei Abseilmanöver an, keines mehr, keines weniger.

Ein Schrei fliegt zu Prometheus fort. Nur das Echo antwortet.

Vorbereitung zum Kampf. Auf dem Band legen wir drei Rucksäcke und die Pickel geordnet nieder. Man prüft die Seilknoten. Das Hilfsseil wird um den starken Rumpf Devouassoud's gelegt.

Zunächst gibt es eine leichte Kletterei über kleine Wände, die stufenförmig übereinander zurückgesetzt sind. Sehr schnell stehen wir am Beginn des großen Kamins.

Soll ich erzählen, daß wir die Hälfte des Kamins bezwungen haben — Chaubert vergleicht ihn mit einem riesigen, weit aufgeschlagenen Buch —, daß wir uns am Ostgrat der Wand dann keuchend in elender Weise in einem engen und steilen Riß hocharbeiteten, daß wir dann auf einem verschneiten¹ Band beängstigende Gleichgewichtsprobleme gelöst haben? Daß wir auf den Terrassen spürten, daß der Sieg ganz nahe sei, daß wir beim Betreten des linken Tunnels — anstatt uns aufzuhalten, um durch einen Steinrahmen die Pointe Carmen zu bewundern, die hell auf einem himmelblauen Hintergrund glänzte — nur daran gedacht

¹Auf der Nordostwand

haben, uns auf die Nordwestwand einzuschleichen, um den höchsten Felsen früher zu packen?

Das heißt einmal mehr in diesen „Mastklettereistil“ zu geraten, der einen mit keiner Unebenheit des Geländes verschont. Aber ein Ariadnefaden ist scheinbar in diesem senkrechten Labyrinth nicht nutzlos, in dem man, um 80 m hochzukommen, seinen Weg abwechselnd auf drei Bergwänden suchen muß.

Rittlings, auf der höchsten Kante sitzend, schreien wir uns, ehe sogar unsere Atmung ihren normalen Rhythmus wiedergefunden hat, die Lungen aus: das unstimmigste aller Konzerte breitet sich im Raume aus. Keiner von uns besitzt leider eine Stimme wie ein Zermatter Opernsänger¹. Unsere Schreie, die so wild wie die Nadel selbst sind, müssen unserem verlassenen Gefährten den Sieg verkünden.

Die Schrammen an unseren Händen legen für den hartnäckigen Kampf Zeugnis ab: bei ihrer wilden Abwehr hat die in verzweifelnder Lage befindliche Jungfrau uns alle mit ihren Klauen gepackt. Jenseits der Scharte, der tiefsten und breitesten der Teufelsnadeln stellt uns die Pointe Chaubert die erschreckend glatte und steile Platte ihrer Nordwestwand gegenüber. Übelgelaunt verbirgt sich die Isolée fast hinter der kühnen und über dieser Wand wie über der der Teufelsscharte hochaufgerichteten Carmen.

Die völlige Überschreitung der fünf Spitzen wird dazu beitragen, nicht weniger als drei Wände ihrer Jungfräulichkeit zu berauben. Leuchtenden Auges betrachtet sie Charlet voll Lüsterheit. Trotzdem er schon schwer belastet ist, wird er, das spürt man, nicht zögern, dreifache Notzucht zu verüben, müßte er auch seine Mitäter bis nach Amerika suchen.

Fern im Süden sieht man zwei Seilschaften auf dem Gletscher staffelförmig aufsteigen.

¹ Opernsänger. Damit bezeichnet man in Zermatt die Solisten des Gemeindechors.

In 4000 m Höhe wird unser Bewußtsein für die Zeit durch unser Wohlbefinden in den sonnebestrahlten Mittagsschläfchen aufgehoben.

Die Luft ist bewegungslos, das Gestein fast heiß. Trotzdem trübt die Erinnerung an den Verlassenen unsere Ruhe.

Mehr als eine Stunde ist verflossen. Sollte es der Stachel des Gewissensbisses sein, der uns aufstehen läßt? Oder wohl gar die Rauheiten unserer Granitsitzplätze, die für die allerempfindlichste Haut unserer Persönlichkeiten unerträglich geworden sind?

Drei Stunden später geraten wir auf dem Schneesattel in das Blickfeld von Nummer 5. Unsere lauten Zurufe lassen ihn sich sogleich auf seiner Platte aufrichten. Diesmal ruft er kräftig, und seine langen Arme schlagen wie die Flügel einer Windmühle in der Luft.

Dreimaliges Abseilen hat den Rückweg vereinfacht; einmal wurde in der Médiانewand, sonst im Couloir¹ abgeseilt.

Im Verlaufe der ersten, 29 m langen Abseilstelle, hätte ein schlecht eingetriebener Haken eines meiner Gefährten beim senkrechten Abstieg beinahe nachgegeben. Charlet's Kaltblütigkeit hat hier sogleich abgeholfen. Dann hat sich unser 80 m langes Seil plötzlich verhängt, als wir daran zogen. Die Hälfte haben wir gerettet, der Rest flattert an seinem Haken noch oben.

In dem gefürchteten Couloir sind uns weder Steine noch Eisstücke um die Ohren geflogen. Jetzt steigen wir bei glühender Hitze einen sehr steilen Schneeang hinunter. Unsere Gaumen glühen. Nummer 5 ist zusehends größer geworden. Er macht sich am Kocher zu tun. In dem Wunsch, daß wir glücklich ankommen und um unseren Sieg zu feiern, bietet er unserem Durst, der dem von Verdammten gleicht, eine dampfende Suppe an, bei der er mit den Maggiwürfeln nicht gespart hat.

¹ Der Abstieg von der Médiانe vollzieht sich auf demselben Wege bis zur zweiten Terrasse. Von dort steigt man noch ein Dutzend Meter auf einen Grat rechts vom großen Kamin herab (d. h. südlich), bis es nicht mehr möglich ist, ohne künstliche Hilfsmittel weiterzukommen. Ein Eisenhaken gestattet, das doppelte Seil zu befestigen, das 60 m lang sein muß. Vom Westeinschnitt der Médiانescharte steigt man unmittelbar in das Couloir mit etwa 15 m Abseilen hinab, dann, nach einigen Metern leichter Kletterei, geht es am Doppelseil noch etwa 20 m hinab.

Es gibt keinen Prometheus und keinen innerlichen Geler mehr, nichts als einen Menschen, der es eilig hat, seinen Rucksack wieder aufzunehmen und, wie undankbar, diese schöne sonnenbestrahlte Platte zu verlassen, wo er zehn Stunden der Sammlung kennengelernt hat. Abgestumpft gegen die Wohltaten der ultravioletten Strahlen und den Ozon, denkt er nur noch daran, aus der Eiswelt herauszukommen und das Grün der Wiesen und Lärchen wiederzufinden.

Der Marsch bis Montenveri ist lang, er heilte aber den Patienten völlig. Fünf Stunden später war er im Hotelspeisesaal ein glänzender Partner in unserem gastronomischen Quintett.

Ich habe auch die anderen Nadeln kennenlernen wollen.

Am 6. August erstieg ich im gleichen Jahre die Pointe Carmen, am 7. September das Teufelshorn und die Pointe Chaubert. Die Besteigung der Carmen ist mir sehr schwierig vorgekommen. Ich kenne allerdings dort nicht die vernunftgemäße Route. Wir versuchten, uns über die Nordwestwand hochzuarbeiten. Auf halber Höhe gewann Charlet, angesichts der Unmöglichkeit, hier weiterzukommen, die Route Lépiney, und folgte ihr bis zu einer Plattform, einige Meter vor dem Gipfel, von wo er uns Seile zuwarf. Dem anderen Teil der Seilschaft (Chaubert, Marcel Bozon¹ und ich) gelang es, einen langen, senkrechten, fast grifflosen, an einer Stelle überhängenden Kamin zu durchklettern. Sogar mit diesem Kunstgriff und mit Gottes Hilfe² befand sich unsere Bemühung an der Grenze des Möglichen.

Obwohl die untere Gruppe auch von wilder Schönheit ist, bietet sie keine entsprechenden Schwierigkeiten. Trotzdem werden die leidenschaftlichen Anhänger des Alpinismus hier auf ihre Rechnung kommen. Die Fahrt ist mir nicht sehr lang vorgekommen.

¹ Bozon trat an Stelle von Devouassoud, der am Chardonnat abgestürzt war. Devouassoud kam, glücklicher als sein Gefährte Ch. Latham, der auf der Stelle tot war, mit einem Beckenbruch davon.

² d'En Haut anstatt d'en Haut, eine Art Kalauer.

Der Berg befand sich in den günstigsten Verhältnissen, und ich hatte in der Person James W. Alexanders den vollkommensten aller Trainer. Am zweitnächsten Tage nach unserer Besteigung dieser beiden Nadeln überschritten unsere beiden Seilschaften (J. W. Alexander, Alfred Couttet und Vital Garni; Armand Charlet, Marcel Bozon und ich) die Drus „von links nach rechts“¹. Das war in diesem Jahre mein letztes Unternehmen im Mont-Blanc-Massiv.

¹ Charpoua-Hütte, Abmarsch	4	Uhr	15
Kleiner Dru, Ankunft	7	„	55
Abmarsch	8	„	15
Großer Dru, Ankunft	9	„	30
Charpoua-Hütte, Ankunf	13	„	

XIII. LA CORNE SUD DU CHAMOIS DE TENNEVERGE

Nachdem ich meinen alpinen Feldzug im Jahre 1925 mit der Eroberung des höchsten jungfräulichen Gipfels Frankreichs begonnen hatte, schloß er mit der Eroberung des niedrigsten ab. Die Isolée der Aiguilles du Diable erhebt sich zu mehr als 4100 m Höhe, das „Südhorn der Gemse“ von Tenneverge überschreitet kaum die 2500-m-Grenze, seine Zwillingsschwester, das „Nordhorn“, erreicht eine Höhe von 2600 m*.

Die Versuche, die Cornes du Chamois zu bezwingen, gingen von Barberine oder von Emosson oberhalb Finhauts aus. Auf diesen Anstiegsrouten bemerkt man sie aber erst sehr spät, wenn der Tennevergesattel einmal erreicht ist. Und auch von hier aus enthält ihr Bild nichts Bemerkenswertes. Ganz im Gegensatz dazu stellt — nach den Worten Robert Perrets, des angesehenen Alpengeologen — der Anblick, den das Südhorn von Sixt aus bietet, das „Schattenbild einer Art Kalksteindru dar“. „Derjenige, der damit fertig werden wird“, meint er, „wird sich rühmen können, eine härtere Aufgabe als im Vajolett oder an der Aig. Méridionale d'Arves gelöst zu haben.“

* Von den Versuchen auf das Südhorn sind nur zwei der Erwähnung wert:

1. Der des Barons G. v. Meyendorff mit dem Führer Revaz am Nordgrat und dann am Südostgrat, der durch ein Band der Ostwand erreicht wurde (2. Juli 1921).

2. Der Versuch, den ich 1922 mit Heinrich Imseng unternahm. Indem wir den Fuß des zweispaltigen Couloirs, das an der zwischen den beiden Hörnern befindlichen Scharte endigt, schnitten und hinter uns ließen, kamen wir in der steilen und glatten Südwand sehr hoch. Wir entschlüpfen ihr nach links durch ein Band, das uns den Südostgrat erreichen ließ. Unterhalb dieser Stelle fällt der Grat senkrecht ab. Nach einem nutzlosen Versuch, die höchste Stelle des Grates zu erklimmen, folgten wir einem Bande bis zur Scharte. Von dort aus machten wir einen Versuch an dem Grat entlang, der die Nordecke des Horns bildet. An diesem Tage haben wir das brüchigste Kalkgestein der Alpen kennengelernt. Der geringste Zug reißt die Griffe wie Schubladen heraus; die hohlen Löcher sind aber für die Fußspitzen zu klein.

Die Cornes du Chamois bezeichnen das äußerste Südende einer Bergkette, die vom Pic de Tenneverge abzweigt. Sie ist von Nordost nach Südwest gerichtet. In der Nähe des Pic trägt sie auf ihrem Rückgrat einen merkwürdigen Monolithen, der wie eine dicke Warze aussieht: „le Grain de Sarrasin“. Am Fuße der Hörner scheint die französische Alm von Tenneverge über dem Abgrund von Fer-à-Cheval zu schweben. Fersen aus dem Wallis weiden hier im Sommer auf Grund eines Vorrechtes, das in fernen Zeiten der Gemeinde von Salvan durch die Abtei von Sixt zugestanden worden ist. Die Wand von Sixt ist für die Herden übrigens unzugänglich. Der Übergang über Pa Né¹ setzt die Bergsteiger, die mit nicht ganz sicheren² Gehwerkzeugen ausgestattet sind, in Schrecken.

Bei der Besteigung der Isolée waren Armand Charlet und Antoine Ravel meine Gefährten gewesen. Aber sogar in ihrer Gesellschaft war es sehr zweifelhaft, ob uns bei einem neuen Angriff auf das Horn Erfolg beschert sein würde.

Ich bestellte sie für den 3. Oktober nach Emosson, das am Fuß der Sperrmauer von Barberine liegt. Fast gleichzeitig trafen wir gegen Ende des Nachmittags bei dem kleinen Gasthaus ein. Meine Führer kamen über le Chatelard aus Chamonix. Ich hatte am gleichen Morgen Zermatt verlassen.

Die Baronin Charles de t'Serclaes und Jean Chaubert, der Sieger über die beiden unteren Teufelshörner, sollten uns bis an die Einstiegsstelle begleiten und bei unseren Versuchen zugegen sein. Man kennt die Geschichte von dem Engländer, der einen Tierbändiger auf Schritt und Tritt begleitete und ihm überallhin folgte: die wilden Tiere, so dachte er, würden den Tierbändiger schließlich wohl verschlingen. Warum flöbte mir die Anwesenheit meiner Freunde diesen Vergleich ein? Wenn sie etwa die sadistische Wißbegier des Engländers anfeuerte — ich schwöre nicht darauf —,

¹ 40 m hohe felsige Passage, dachziegelartig geschichtet, die Schafe kommen durch, aber nicht die Kühe.

² Es gibt am Fuße der Grands-Charmoz auch Cornes du Chamois.

so zeigten sie jedenfalls nicht seine bewunderungswürdige Hartnäckigkeit. Kaum hatten sie am nächsten Tage vom Tennevergesattel die scheußlichen Geröllfelder entdeckt, mit denen wir uns einlassen wollten, so machten sie rechtsum und gingen den Pic de Tenneverge an. Aber auch dort findet man bewegliche Steine, nicht wahr, teure Freundin? In dieser Beziehung wenigstens hält der Pic viel mehr als er verspricht.

Der Himmel ist völlig rein, die Temperatur sehr milde. Der für die Lebensmittel bestimmte Rucksack ist, Gott sei gelobt, gut ausgestattet und wird uns dabei versorgen. Die Anstrengung, 137 m Seil tragen zu müssen, wird sich in genußsüchtigem Heißhunger offenbaren.

Wir gehen fast waagrecht am Fuße des Pic entlang und dann unterhalb des „Grain de Sarrasin“ vorbei (la Barma aux Féies im Guide Wagon und bei den Einwohnern von Salvan).

Da sind die beiden Hörner. Die Steilrinne, die mir im Jahre 1905 den Zugang zur Schlußwand des ersten, des nördlichen Hornes ermöglichte, sieht schrecklich steil aus, und die Schlußkletterei scheint unmöglich zu sein.

Das Südhorn eignet sich schlecht zu einer Prüfung. Von weitem gesehen ist es mit seinem Zwillingnbruder verschmolzen, den es linker Hand etwas überragt. Jetzt fängt es an, sich freizumachen. Aber jegliche Beobachtung ist irrig, denn wir befinden uns viel zu weit unten.

Wir setzen unseren Flankenmarsch bis zu einem zweiten Couloir fort, das aus der zwischen den Zwillingsgipfeln befindlichen Scharte herabstürzt. Das ist das Couloir der „Einzwängung“. So nennen es die Jäger. Die Gemse, die hier hereingetrieben wird, ist „eingezwängt“, das heißt in der Sprache der Walliser Wilddiebe „an die Wand gedrückt“. In 45 Minuten haben wir vom Tennevergesattel — die armen Schuhe! — das Couloir an seinem Anfang erreicht. Zwei gleichlaufende Furchen sind in ihm ausgemeißelt, die linke ist aber trotz kleiner Überhänge begehbar. Bei trockenem Wetter, wenn im Couloir kein Schnee mehr liegt und kein wütender

Wind in die Scharte bläst, kommt kein Stein herunter, abgesehen von denen, die der Fuß freimacht. Diese Gefahr darf aber nicht übersehen werden. Um sie zu verringern, bedienen wir uns manchmal der hellgrauen Felsen, die das Couloir einfassen und aus einem Kalkstein¹ bestehen, wo der Nagel nicht faßt.

Von der Giffreseite hängt die Scharte über einen furchtbaren Abgrund über. Die Aiguille du Géant wirkt nicht schwindelerregender. Ein spitzer Gendarm reckt sich gegen die Wand des nördlichen Hornes hoch. Im Gegensatz dazu steigt ein steiler Grat zum Südhorn an. Er richtet sich wieder auf, um den kurzen Nordgrat, den jähren Rand der Ostwand, wieder zu erreichen.

Einige Minuten lang folgen wir dieser ganz deutlichen Route.

40 m trennen uns vielleicht geradlinig vom Gipfel, das heißt von etwas, das der Gipfel zu sein scheint. Charlet schweigt, er ist völlig durch eine endlose Prüfung in Anspruch genommen und macht ein so ernstes Gesicht, daß man sich nicht traut, ihn zu fragen. Endlich spricht er. Im Augenblick denkt er nicht daran, den Spuren der früheren Seilschaften zu folgen, die über das schreckliche untere Band und den Höhepunkt des linken Grates führen oder längs der Nordecke verlaufen. Sicherlich prunkt Charlet gern mit seinen akrobatischen Gaben. Er findet aber eben so Gefallen daran, seine taktischen Fähigkeiten zu zeigen. Da die durch den Verstand ausgesuchten Routen zum Mißerfolg geführt haben, hält er sich an die Route, die der Verstand ausgeschaltet hat. Und seine Vorstellung verlegt sie mitten in die Wand und verkettet dabei dieses geneigte Band mit diesem langen schrägen Kamin und letzteren mit einem luftigen Grat. Das Ganze bildet ein Z, dessen oberer, leicht ansteigender Balken verkehrt umgangen werden würde.

Diese voneinander getrennten Elemente muß man aber Stück für Stück miteinander verbinden.

Charlet hat sich die Kletterschuhe angezogen. Geräuschlos entfernt er sich nach links. Jenseits der Felsen, auf denen hier und da etwas vergilbter Rasen liegt, macht er sich an das Band. Oberhalb

¹ un Malm im Original (D. H.)



hängt die Wand über, unterhalb fällt sie senkrecht auf das Couloir. Das schmale Band wird noch schmaler und hängt über dem bereits tiefen Abgrund¹.

Halbwegs versperrt ein senkrecht aufgebautes felsiges Parallelepipedon² den Weg. Wenn man auf den Block kletterte, würde man dadurch ziemlich hoch schon Zugang zu einem langen schrägen Kamin erhalten, dem mittleren Strich des Z. Ein vorsichtiger Versuch überzeugt den Kletterer von der drohenden Gefahr, wenn er hier, um wieder in das rechte Geleise zu kommen, heftig an dem Block ziehen würde, der nur an die Wand angelehnt und nicht mit ihr fest verschweißt ist. Charlet windet sich, indem er sich wie eine Katze streckt, um das Hindernis herum. Bald wird das immer steiler werdende Band unbegebar. Armand verschwindet, er hat sich in den Fuß des Kamins hineingeschlichen.

Eine Staubwolke entflieht aus dem Kamin, Steine springen davon, bald stürzt im Couloir ein Strom von Steinen herab.

Für einen Augenblick tauchen mal ein Arm, dann ein Fuß aus dem Kamin in halber Wandhöhe heraus. Wir keuchen vielleicht mehr als der wieder unsichtbar gewordene Kletterer. Plötzlich sehe ich, wie Charlet, nach hinten gelehnt, am Grat hängt. Er richtet sich dort auf. „Das ist eine wirklich nationale Route“, schreit er mit erstickter Stimme. Er macht ganz schnell einige weite Schritte nach rechts und nimmt, gerade über unseren Köpfen, den Gipfel in Besitz.

Jetzt ist Ravanel an der Reihe. Genau folgt er den Spuren seines Kameraden. Jetzt hält er auf einem kleinen Absatz, einem Kaminwinkel, an. Das ist die einzige Stelle, wo er, von oben gesichert, sich fest hinstellen kann. Zwischen uns spannt sich das Seil. So gesichert wage ich es auf Charlets Rat, auf das Felsparallelepipedon zu klettern. Ein kräftiger Zug Ravanels hilft mir, so daß ich diesen unsicheren Sockel in dem Augenblick, indem ich mich zu ihm hin-

¹ Das Band der beiden Versuche, die am Anfang dieses Kapitels angeführt wurden, verläuft parallel dazu 20 m tiefer.

² Ein von 6 Parallelogrammen begrenzter Körper (D. H.)

aufhisse, nicht zu schwer belaste. Ich habe das Ende des Bandes und den Anfang des Kamins vermieden, die durch eine Platte und einen Nebenkamin, die beide überhängen, eher getrennt als verbunden sind und wo der Kletterschuh unerlässlich ist.

Meine benagelten Sohlen berauben mich zur Hälfte meiner Kräfte. Auf dem Absatz trete ich an Ravanel's Stelle. Er beeilt sich, zu Charlet zu kommen. Bald sehe ich nur noch seine Beine, dann verschwindet er wie durch einen Kunstgriff. Man ruft mir zu, ich solle nachkommen. Beim Durchgang stelle ich fest, daß die linke Seite des Kamins gelbrosa aussieht im Gegensatz zum trüben Grau der Wand. Ein Gleichgewichtsproblem tritt hoch oben im Kamin auf. Der Körper ist nach außen gedrängt und die Finger versuchen verzweifelt, sich im Grunde der Verwerfung zu verklammern. Es ist einem zuwider, den rechten Fuß bis zu einem Tritt auszustrecken, der außerhalb der Verwerfung mitten in der Wand liegt; das ist jedoch der einzige Stützpunkt, um hochzukommen. Diese Bewegung verlangt einen sicheren Blick und äußerste Geschwindigkeit.

Das Gleichgewicht, das einen Augenblick lang der Gefahr ausgesetzt war, ist sogleich wieder hergestellt. Eine Platte, ein schwacher Überhang, und dann tauche ich auf einen breiten, wenig geneigten Grat heraus. Wirklich eine nationale, aber schlecht unterhaltene Route, denn die Gräser haben sich über sie ausgebreitet. Sie leitet mich in einem Augenblick zum Gipfel . . . , einem falschen Gipfel.

Vor zwei Stunden haben wir die Scharte verlassen. Ganz nahe streckt das nördliche Horn¹ sein boshafte und hartes Haupt in die Höhe, eifersüchtig auf die häßlichen Steinhaufen des Pic de Tenneverge. Die Schräge des Kamins sorgt an seiner rechten Seite — man nutzt sie ununterbrochen aus — für eine Steigung, die nichts Übertriebenes an sich hat. Im Querschnitt ist die Wand jedoch senkrecht, stellenweise gewölbt. Außerhalb der weiter oben erwähnten Stelle, klettert man niemals rücklings hinaus gelehnt.

¹ Corne nord

Der falsche Gipfel ist nur das äußerste Ende eines fast ebenen Grates, der etwa 100 m lang ist und von Nordost nach Südwest verläuft. Er hat die Form eines weit geöffneten Hufeisens, das in seiner Mitte kaum etwas höher ist: dort befindet sich der Gipfel. Der Grat ist verschieden breit, aber niemals schmaler als 3 Meter. Stellenweise stößt man auf verbranntes Gras, an anderen Stellen liegt Geröll auf dem Grat. Auf dem Mittulgipfel hebe ich einen Ammoniten auf, dessen Seiten und Scheidewände fast verwischt sind; man kann ihn nicht genau bestimmen.

Ein dritter Gipfel erwartet uns, derjenige nämlich, den man von Sixt aus sieht. Hier sind kubische Blöcke reichlich vorhanden. Wir bauen auf dieser Plattform einen ungewöhnlich hohen Steinmann auf. Man wird ihn von der Ebene aus infolge seiner Größe, die 1,70 m beträgt, und weil ihn ein rotes Schnupftuch krönt, für eine Person halten.

Im Westen liegen jenseits eines riesigen, senkrechten Absturzes die Häuser von Sixt verstreut. Die neuen Ziegel eines Daches blitzen. Die nördliche senkrechte Wand wirkt nicht weniger erschreckend. Stellenweise hängt der baufällige Rand des Hauptgrates über. Einer nach dem anderen lehnen wir uns, lang auf dem Bauch ausgestreckt, hinaus, unruhiger als auf den Wächten des Lyskamms oder denen des Ostgrates des Breithorns.

Im Süden beherrscht der untere Bogen des Hufeisens eine grave, einwärtsgebogene Wand, die oben von senkrechten Stufen unterbrochen ist. Weiter unten verläuft ein begrastetes Band, das unter einem Überhang verschwindet. Ist das etwa die Route meines Versuches im Jahre 1922? Darunter taucht die Wand ins Leere.

Jenseits der ersten grauen oder schwarzen Flächen leuchten beschneite Berge. Unser Blick wandert ohne Übergang von den rohen Wänden und den beschwerlichen Kaminen zu den ruhigen Linien der ausgestreckten Ketten hinüber. Ein sich schlängelnder Grat verbindet die Feniva mit dem Buet. Er verdeckt die riesigen Steinmassen der Droites, der Verte, des Géant, deren Gipfel hervor-

tauchen, infolge der Entfernung aber kaum einen Höhenunterschied aufweisen.

In entgegengesetzter Richtung schläft der See von Vogealle, matt smaragdfarben und von dunklem Grün umgeben.

Ein plötzlicher Sonnenstrahl läßt ihn erwachen. Wälder und ferne Triften schwimmen in einem leuchtenden Nebel.

Wir rechnen damit, vermittels eines Abseilmanövers in der Ostwand die Scharte wieder zu erreichen, denn das Z ist für den Abstieg nicht benutzbar. Dicht bei der Stelle, wo wir den Grat betreten haben, legen wir einen Seilring um einen Vorsprung und ziehen unser 80 m langes Seil hindurch. Ein gekrümmter Block, der einige Schritte weiter südlich steht, scheint sich lediglich dazu aufzurichten, um bei diesem Abseilen zu helfen. Wir machen die Seilschaften auf diese absolute Falle aufmerksam, denn der Block ist einsturzbereit.

Ravel kommt als Erster herunter. Über die Wand gebeugt, folge ich ihm einen Augenblick lang mit dem Blick bei seinem gleichmäßigen Abstieg. Aber er verschwindet bald unter einer Wölbung. Erschütterungen laufen durch das Seil, Steine entweichen. Endlich dringt Ravanel's ferne Stimme zu uns, 35 m trennen uns voneinander.

Jetzt komme ich an die Reihe ... An den Seilring verklammert, mache ich mich zum Abseilen fertig. Anfangs ist die Bremswirkung sehr stark, läßt aber allmählich nach. Die Schwerkraft rafft sie hinweg. Ich habe vier Taschentücher in meinen Hut gestopft.

Eine kluge Vorsichtsmaßnahme, denn halbwegs trifft mich ein vom Seil losgerissener Stein auf den Schädel. Einen Augenblick lang sehen meine Augen durch einen schwarzen Wrasen. Auf einer etwa 12 m langen Abstiegsstrecke kann ich Charlet nicht mehr sehen und auch Ravanel noch nicht entdecken. Endlich erreiche ich diesen verhungerten Menschen, der voll Ungeduld darauf wartet, „einen Tiefdruck“ auf Kosten der sorgfältig verborgenen Lebensmittel „auszufüllen“.

Wie eine Spinne erscheint Charlet seinerseits am Seilende, elegant, sehr schnell, ungezwungen. Schnell hat er dann das Seil herabgezogen, es aufgerollt und es mit befriedigter Miene auf Ravnels ergebene Schultern gepackt.

Am Rande der Geröllfelder von Tenneverge hält uns die grüne Oase einer Quelle lange fest. Als wir uns zwei Stunden später in der Nähe des Sattels zum letzten Male umdrehen, verschwimmen die beiden Hörner wie eine schon schwarze Masse im immer noch blauen Himmel ineinander.

24. September 1929

Von der Scharte ab, die nordöstlich von der Corne septentrionale du Chamois (Tenneverge) liegt, war der Grat bis zum Pic de Tenneverge im Jahre 1929 noch jungfräulich. Er trägt die Punkte 2776 und 2846 (Koten R. Perret).

Letzterer Punkt heißt „le Grain de Sarrasin“. Die andere Erhebung hat keinen Namen¹.

Unter dem wachsamen Auge Surahs, des dicken Bernhardinerhundes, der die kleine Herberge von Emosson oberhalb Finhaut hütet, frühstücken wir in Eile.

Zu einem so fernen Ziel wären gewissenhafte Bergsteiger früher aufgebrochen.

Eine starke Steigung bringt uns auf gleiche Höhe mit der Sperrmauer von Barberine. Dann gehen wir auf einem angenehmen Wege ein Stück am See entlang. An Schönheit übertrifft er zahlreiche Naturseen.

Jenseits des Sees folgt dann ein mühsamer Aufstieg bis zum Tennevergesattel in einer düsteren und wüsten Gegend.

Auch häßliche Dinge haben ihre Poesie, man muß sich aber erheblich anstrengen, um die Poesie, die sich hier verbirgt, aus ihren belebten Trümmerstätten und diesen steilen Rasenflächen herauszuholen.

¹ Siehe La Montagne: Die Grate des Fer-a-Cheval, 1911, Nr. 4, S. 189, und der Circus des Fer-a-Cheval, 1914, Nr. 3, S. 142, von R. Perret.

Auf der anderen Seite des Sattels gibt es auch noch Geröllhalden. Weit voneinander entfernt liegende Steinmänner tauchen hervor. Wenn Schnee den Boden bedeckt und Nebel das Tal ausfüllt, gewähren sie sicherlich eine ausreichende Orientierung in dieser Wüste, wo die Anhaltspunkte fehlen. Die Steinmänner dienen zur Absteckung der unsicheren Fährte zur Tennevergehütte.

In dieser schmutzigen Hütte — zwei Hirten verkürzten sich vor einigen Jahren ihre Langeweile dadurch, daß sie einen jungen Bengel quälten — habe ich nur ein einziges Mal geschlafen. Am folgenden Tage waren mein Gefährte und ich infolge der Finsternis, die aus diesem verlassenem Tal herausströmte, ohne uns umzudrehen davongelaufen, und wir verzichteten so ohne Zögern auf ein Besteigungsvorhaben, das wir doch lange geprüft hatten.

Bald hören wir mit dem Abstieg auf und nähern uns, indem wir nach rechts hinziehen, der kleinen unfruchtbaren Bergkette, deren langes Rückgrat im Südwesten in zwei Zwillingstürmen endigt, den Gemshörnern¹ von Tenneverge.

Das sind seltsam abgestumfte Hörner, denn weite Plattformen halten die Gipfel besetzt. Es besteht auch keinerlei Ähnlichkeit mit diesen anderen Gemshörnern, die, am Fuße der Grands Charmoz, den Raum mit ihren geschärften Spitzen wie wirkliche Hörner durchbohren.

Jetzt packen wir die mit weißlichem Geröll bedeckten Wände schräg an. Diese Tausende von kleinen Würfeln geben unter dem Fuß nach und zeichnen mit ihren scharfen Kanten ein immer enger werdendes Netzwerk auf unsere Schuhe. Sie erinnern mich an diese winzigen Fensterknöpfe, die, in ihren zum Abgrund gekehrten kleinen Löchern kaum festgehalten, beim Südhorn als Griffe dienen.

Am Eingang zu einem langen Couloir, unserer Zugangsrouten zur Scharte, von der aus unsere Forschungsreise losgehen wird, machen wir halt. Ein winziges Felsband schützt uns vor Steinschlägen und dient uns als Rückenlehne. Uns gegenüber sehen wir

¹ Les Cornes du Chamois de Tenneverge

die Pointe de Feniva, die Pointe des Cavales, la tête du Grenairon, alles verfallene Berge mit abgerundeten Umrissen, die uns von der Natur ein Bild schenken, das infolge Altersschwäche einen abgelebten Eindruck macht.

Das Couloir ist breit und steinig. Auf dem beweglichen Grieb werden die größten Spreizschritte in dem Augenblick um die Hälfte verkürzt, in dem das Gewicht des Körpers von dem einen Fuß auf den anderen verlegt wird. Manchmal verringert sich dieser Rückgang durch einen Zug oder dadurch, daß man die Hände in dem weißen Gestein auf irgendeinen Griff stützen kann, der hier und da in der Wand hervortritt. Bei der ersten Gelegenheit verlassen wir das Couloir. Rechter Hand befinden sich begraste Stufen, kleine Bänder, die es uns erlauben, schnell und mühelos hochzukommen. Die Scharte wird schon sichtbar. In ihr sind drei angefressene Zähne aufgefplant. Wir gehen, wie ich es vor 24 Jahren machte, auf die Einkerbung zu, die sich rechts von dem nördlichsten Zahn befindet.

Wir sind sehr schnell vorwärtsgekommen, und das Wetter bleibt sehr schön. Wir entschließen uns jetzt auch dazu, an die beabsichtigte Erforschung einen Besuch des Nordhorns anzuschließen, von dem aus ich gern Aufnahmen vom Südhorn machen möchte.

Von der engen Dachluke der Scharte entdecken wir plötzlich den tiefen und senkrechten Absturz, einen der ungeheuersten der Alpen.

Mein Gefährte ist darüber sehr erstaunt, er wird aber in noch viel größeres Erstaunen über die Ausdehnung und Bedeutung der Gletscher geraten, die vom Pic de Tenneverge, der Tour de Prazon und dem Ruan beherrscht werden.

Der erste Gendarm wendet sich nach Norden zu, der zweite, der höher ist, muß erklettert und überschritten werden. Der dritte, der sehr klein ist, gestattet uns, auf seiner Nordflanke schräg abzu- steigen, wodurch wir in ein äußerst steiles Couloir gelangen, das über den Abgrund überhängt.

Durch dies kleine Couloir steigen wir in einem Augenblick zu der Kerbe empor, die sich zwischen dem letzten Gendarm und der Wand des Hornes öffnet.

Schon bei meiner ersten Besteigung war ich von dieser Stelle losgegangen. Aber Mooser, der sorgsam darauf bedacht ist, unsere Kräfte für eine arbeitsame Besteigung zu schonen, schlägt vor, wieder ein Stückchen abzusteigen und die Wand tiefer anzugreifen.

25 Minuten später sind wir auf dem Gipfel. Es ist 10,25 Uhr. Im Echo des Alpes, der alten Zeitschrift des Schweizer Alpenklubs¹ (1908, Nr. 2), habe ich mit mehr Aufrichtigkeit als gesunder Würdigung die erste Besteigung des Nordhornes unter der Überschrift: „Im Massiv von Tenneverge“ geschildert².

Meine Fahrtenliste war damals noch bescheiden. Es mangelte mir an Technik und ich hatte zu wenig Touren hinter mir, um Vergleiche anstellen zu können. Training und Erfahrung waren gleich Null.

Bei dem Kletterer, der Anfänger ist, arbeitet die Einbildungskraft wie ein Vergrößerungsglas. Sie läßt die Wände steiler werden, sie höhlt die Abgründe aus, sie erhöht die Gipfel. Ach, diese senkrechten Eiswände (Schneeflächen mit 45 Grad Steigung), diese luftigen immer Rasierklingen gleichenden Grate, diese anhaltenden und mörderischen Steinschläge!

Welche Kühnheit: „Den unerhörten Gefahren unsere übermenschlichen Anstrengungen“ entgegenzustellen!

Aber ich halte auf. Seit dem Kriege hat man das alles geändert, Heute sieht man den Anfänger seine ersten Übungen am Grépon abhalten.

Was mich betrifft, so habe ich nirgends, sogar nicht einmal im vergangenen Jahre am Furggenrat, diese triumphierende Freude wie im Jahre 1905 wieder empfunden, als ich la Corne Nord du Chamois eroberte.

Wo ist der Überhang, den meine beiden Führer Revaz und Bochatay mittels Steigbaum überwunden hatten? Und diese so steile Platte, wo uns Pflöcke beim Abstieg gesichert hatten? Sollten Revaz und Bochatay damals mit mir eine kleine Komödie gespielt

¹ Aber nur für die Sektionen der Suisse Romande (D. H.)

² Mit Skizze (D. H.)

haben wie dieser Führer aus dem Oberwallis, der die Steinmänner zerstörte, um für seinen einfältigen, ehrgeizigen und unwissenden Kunden jungfräuliche Gipfel aufzuheben? Meine beiden Führer aus Salvan, die ebenso uneigennützig wie ehrlich waren, hatten sich tatsächlich durch den Abgrund erschrecken lassen, besonders meinetwegen.

Das ist der Überhang, aber wir haben ihn soeben überwunden, um auf der Plattform des Gipfels aufzutauchen. Mooser hat dabei dank seiner großen Figur und seiner Kräfte nichts davon bemerkt, und ich habe es durch einen verborgenen Griff geschafft, den man immer an „unmöglichen“ Stellen findet. (Man könnte indessen für diese Regel auch einige Ausnahmefälle erwähnen.) Von den Holzpflocken habe ich weiter unten zwei oder drei bemerkt, sie sind wacklig, unnütz, lächerlich, ein rührender Beweis für meine Ungeschicklichkeit und meine Illusionen.

Der Höhenunterschied zwischen Sattel und Gipfel beträgt 51 m (nach Robert Perrets Messungen). Wir haben ihn, ohne uns abzuhalten, in 25 Minuten überwunden.

Auf der erdigen Plattform des Gipfels, die unter freiem Himmel zwischen gähnenden Abgründen völlig allein steht, bedeckt stellenweise eine leicht graue Geröllschicht vergilbtes und kraftloses Gras. Die klammerartig abgerundete Plattform ist von Nordost nach Südwest gerichtet, ganz wie die des Zwillings, ihm auch in Form und Aufbau entsprechend. In der Mitte liegen aufgehäufte Blöcke, rings umher zerstreut zusammengestürzte Bruchsteine, die Ruinen eines großen Steinmannes, „ein Werk mittelmäßiger Maurer“ urteilt Mooser, der ja auch diesem Beruf angehört. Eine kleine an den Steinmann angelehnte rechtwinklige Platte trägt fast ganz verwischte Inschriften. Mit dem Finger folge ich dabei den Grundstrichen der Buchstaben, um sie festzustellen. Lange denke ich vor dieser Platte nach, und Mooser hält sich ehrerbietig und diskret abseits.

1905 — B. A. — R. E. — E. R. B.

Ein Friedhof, ein Grabstein deuten weniger Traurigkeit an als dieser Gipfel, als diese Platte.

Freude erfüllte unsere Herzen, als Revaz' Meißel, unter den Hammerschlägen widerhallend, den Stein anschnitt, um die Anfangsbuchstaben unserer Namen zu ziehen: Bochatay Alexandre; Revaz Emile; Emile-Robert Blanchet. Bochatay habe ich zum letzten Male in den Hütten von Barberine gesehen. Damals gab es noch keinen See dort. Alexander hatte Unglück gehabt, sich von der Welt abgeschlossen und zurückgezogen. Er lebte allein mit seiner Ziege — einer weißen Ziege, die hustete — wild und unzugänglich in einer feuchten niedrigen Hütte mit schlecht zusammengefügtten Balken. Als ich im Türrahmen erschien, erkannte er meine Züge zunächst nicht. Er stand plötzlich mit einer verteidigenden, wenn nicht drohenden Bewegung auf. Am Vortage hatte er zwei Gemen getötet, die, meine Treu, dicht dabei versteckt waren. Der Jagdaufseher mißtraute ihm und suchte nach ihm.

Ich holte aus meinem Rucksack eine Flasche Fendant doré, und der unverbesserliche Wilderer bot mir gekochtes Murmeltierfleisch an. Lange unterhielten wir uns dann: von Corne Sud du Chamois, von dem Jahre, in dem Bochatay Jagdaufseher wurde, und noch von anderen Dingen. Seitdem habe ich ihn nicht mehr getroffen. Man hat mir erzählt, daß er das Dorf nicht mehr verläßt. Er hat der Jagd¹ Lebewohl gesagt.

Revaz, mein erster Führer, der auch Wilderer, Schmuggler und Flößer war, dieser alte Freund ist an einem kalten Schlag gestorben, den er sich in den Schluchten von Trient zugezogen hatte.

Zu einer Zeit, als die Überschreitung des Grépon auf dem gewöhnlichen Wege noch ein Ereignis bedeutete (wie heutzutage die Besteigung über die Wand, die sich über der Mer de glace hochreckt), befand ich mich mit ihm an einem Tage, wo Nordwind wehte, am Anfang des Mummeryrisses. Wir trampelten mit den Füßen und hatten die starren Hände in die Taschen gesteckt. Wir mußten nämlich warten, bis eine andere Seilschaft, unser Nebenbuhler, mit der Kletterei fertig wurde. Ein Führer aus Chamonix führte sie.

¹ Im Original „tsaffe“, Dialekt von Salvan.

Als der Chamoniarde oben war, bat ich ihn, meinem Führer ein Seil zuzuwerfen. Stellenweise gab es nämlich Glatteis im „Crack“¹. Warum sollte man ihn durch diese Kälte und diesen Wind in Gefahr bringen ... Revaz' Augen blitzten, als ob ich auf Kohlenglut geblasen hätte, und der Zorn verzerrte sein verräucher-tes Gesicht. Eine Salve von Verwünschungen ergoß sich zur obersten Stelle des „Crack“ hinauf.

Die schrecklichen „r“ des Unterwallis rollten wie das Getöse eines Blitzzuges über eine gekrümmte Platte ... Der eigentliche Schuldige war ich, aber Revaz' Wut sah den Savoyarden als den einzigen Schuldigen an. „Ich verbiete meinem Führer, Ihrem Führer zu helfen“, rief der Tourist aus Chamonix, ein schwer hoch-zubekommender Ausländer, der infolge der Anstrengungen seines Führers noch atemlos war, während Revaz tobend brüllte: „Die Ehre der Schweiz verbietet es mir, Ihr dreckiges Seil zu berühren.“ Revaz merkte von der Kälte nichts mehr, dafür stehe ich ein. In einem Augenblick hatte er sich durch den Kamin hochgewunden.

Ohne sich zu unterhalten, überschritten die beiden feindlichen Seilschaften, immer in derselben Reihenfolge, den Grépon. Am Rognon verweilten beide, um zu rasten, wobei sich jede möglichst breit machte. Unseren Gegnern, die die Pfeife im Munde hatten, fehlten Streichhölzer, und wir waren ohne Tabak² ...

Vom Nordhorn aus sieht der Zwillingsgipfel unbesteigbar aus. Ich folge dabei mit dem Blick von rechts nach links einem schmalen, immer steiler werdenden, jähem Band, das schließlich, wie die Wand selbst, aufhört.

Dort hatte ich Charlet schwanken sehen. Abwechselnd hob er die mit Kletterschuhen bekleideten Füße und setzte sie wieder nieder, ohne es zu wagen, sich auf die Sache einzulassen.

¹ „Crack“ = Riß (engl.) (D. H.)

² Zwei Tage vorher hatten wir mit dem Träger Adolphe Coquoz den Etal-sattel über die Nantillonswand erklettert. Nach dem Valloführer stammt die erste Besteigung, von der man etwas weiß, aus dem Jahre 1917. Wir haben über unsere, die der anderen vorangeht, nichts veröffentlicht.

Mittags sind wir wieder im Grunde der Scharte, nordöstlich von unserem Turm. Jeder von uns hat den Abstieg als heikel und an einer Stelle als gefährlich empfunden.

Von dort ab geht es bis zum Pic de Tenneverge über jungfräuliches Gelände. Vor uns richtet sich eine sehr steile, begraste Wand auf, die von hellen Felsschichten durchschnitten ist. Sie trägt einen breiten Rücken, der, wie der des Hornes, waagrecht ist. Wir machen uns vom Seil frei. Die erste Stufe stellt uns einen leichten Überhang entgegen. An kleine und feste Griffe geklammert, klettern wir lediglich mittels unserer Handgelenke hinauf. Darüber befinden sich sehr steile Rasenstücke. Dann kommt eine an ihrem Fuße angefressene Wand. Wir gehen einen Augenblick an ihrem Fuß entlang, um eine Stelle zu finden, wo wir sie überwinden können. Jetzt geht es über begraste Schollen wie auf einer Treppe hinauf. Ein 50 m langer, 40 m breiter „Lapiaz“¹ hält das flache, äußerste Stück des Rückens besetzt. „Ein kleiner, versteinerter Gletscher“ stellt Mooser scharfsinnig fest. Tatsächlich durchfurchen zahlreiche Spalten diese Kopie der Wüste von Platé.² Jenseits des „Lapiaz“ steigt der sehr erweiterte Rücken sanft an. Die rechte, um 40 Grad geneigte Wand, ist mit Geröllhalden bedeckt. Mit ungefähr 200 m erreicht sie dann ihren Gipfelpunkt mit einer Geröllpyramide, die der der Haute Cime der Dents du Midi, vom Col des Paresseux aus gesehen, nicht unähnlich ist.

Faulheit, Ausruhen, Essen. Für Menschen, die seit mehr als acht Stunden unterwegs sind, eine zur Frühstücksstunde sehr natürliche Gedankenverbindung.

Langsam empfinden wir, indem wir uns oft umdrehen, auf dem steilen Geröllhaufen Ermüdung. Kein Lufthauch. Die Sonne drückt. Hinter uns ritzen die schattenerfüllten Spalten des „Lapiaz“ die helle Oberfläche der glatten und glänzenden Felsen mit schwarzen

¹ „Lapiaz“ bedeutet eine glatte und waagrechte Felsfläche, die einem versteinerten Gletscher ähnelt. (D. H.)

² Liegt in Savoyen.

Streifen. Fünfundzwanzig Minuten lang erfolgt bei jedem Schritt der Zusammenbruch und dann das unvollkommene Zusammensacken von unsicheren Steinen. Von der Höhe der Geröllpyramide, einer gewöhnlichen Schulterwehr, begrüßen wir Punkt 2776 mit seinen einfachen und gleichmäßigen Linien.

Aus dem Rücken ist ein Grat geworden. Eine frische Brise läßt uns plötzlich wieder zu Kräften kommen. Sie macht unseren Körper leicht und unseren Geist sorglos. Im Tal von Tenneverge steigt ein einsamer Jäger zum Sattel hinauf. Sein Gewehr schickt uns einen Sonnenstrahl, aber die Gemen sind heute wo anders. Die fünf Jahr, in denen Sprengschüsse ertönten, Ketten klirrten und Hämmer widerhallten, haben sie sowohl von Tenneverge wie von Barberine verjagt.

Punkt 2776, den wir 1,15 Uhr erreichen, ist ein bescheidener, wenig charakteristischer Gipfel, aber besser als eine einfache Schulterwehr. Um ihn gleichsam vor einem Sturz in den Abgrund zu bewahren, stützt ihn ein Nordwestgrat fest ab. Er trägt zwei nah beieinanderliegende Türme und rundet sich rückwärts weiter unten zu einer massiven Schulter ab. Geht dieser Grat nun jenseits weiter oder taucht er in den Abgrund? Darüber werden andere berichten.

Wir lassen Mooser soviel Zeit, daß er sorgfältig einen kleinen Steinmann¹ bauen kann und brechen dann wieder auf. Auf eine etwa 30 m lange Strecke fällt der wie Schiefer blättrige Grat sanft ab. Dann erhebt er sich wieder mit einem langen und gleichmäßigen Druck, um auf ungefähr hundert Meter Entfernung einen riesigen merkwürdigen, schief hingestellten Würfel ins Blaue zu recken: den Grain de Sarrasin². Sein Profil läßt sowohl links wie rechts überhängende Linien hervortreten. Der Grat wird, als er sich ihm nähert, uneben.

Als wir endlich das ausgehöhlte Fundament des Monolithen betasten — es ist weniger ausgedehnt als sein oberer Gipfel —, scheint

¹ „Homme de pierres“ im Original (D. H.)

² Sarrasin = Sarrazene (D. H.)

der Weg versperrt zu sein. Wir entdecken indessen doch eine Möglichkeit, uns auf der rechten Seite in gleicher Höhe längs der Südwand einzuschmuggeln. Und da zeigt sich eine Kletterroute. Aber Mooser schenkt ihr keinen Blick. Ihm kommt es vor allem drauf an, sich darüber Rechenschaft zu geben, ob die Möglichkeit besteht, jenseits des Grain bis zum Pic weiterzukommen. Er verschwindet hinter einer Ecke. Regungslos warte ich wie ein Hund, der auf der Lauer liegt. Die Minuten vergehen. Dann fange ich, da ich es eilig habe, fertig zu werden, allein an, die sehr jähe aber nicht senkrechte Südwand zu erklimmen. Sie kann ungefähr 20 m hoch sein.

Während die Wand anfangs fest war, entpuppt sie sich als immer brüchiger. Das Gefälle nimmt betont bis zum Äußersten zu.

Die Griffe wackeln, sie würden bei jedem kräftigen Zug nachgeben. Man muß sie zusammenhalten, sie zart befühlen, sie lieben. Als ich mich dieser Tätigkeit befleißige, kommt ein Seil, das den Felsen neben mir streift, plötzlich längs der Wand herab.

„Packen Sie es ohne Scham“, ruft mir Mooser zu, der schon auf dem Dach des Grain sitzt. „Weiter oben ist alles senkrecht und nichts hält.“ Ich hisse mich so hastig und so sorglos hinauf, daß meiner Treu, der garstige Maugrabin¹ dabei seine hervorragenden Höcker verliert. Ein letzter Zug bringt mich zu meinem Gefährten auf einen ebenen, 8 m langen Balkon. Eine Treppenstufe und der Gipfel ist da, eine Fläche, die 20 m lang und 3 m breit, sehr schmal und gewölbt ist. Sie zieht sich von Nordost nach Südost, ganz wie die geräumigeren Vorplätze der beiden Hörner; Mooser wäre nicht Mooser, wenn nicht ein einwandfreier Steinmann fast sofort unsere Eroberung schmücken würde.

Wir steigen über die Kante hinab, wo sich Süd- und Ostwand schneiden. Diese Route (mein Führer hatte sie zur Besteigung benutzt) hat nur ein oder zwei heikle Stellen.

Am Fuße des Grain vertrauten wir uns von neuem dem Grat an. In zwei oder drei Absätzen fällt er etwa 30 m schroff ab, um

¹ Hat ungefähr die gleiche Bedeutung wie Sarrazene (D. H.)

in eine unheimliche Scharte auszulaufen, von der im Norden ein dunkles vereistes Couloir hinabstürzt, das dem der Teufelsnadeln gleichwertig ist (2797 m, R. Perret).

Unsere Blicke wandern ohne Freude an einer sehr breiten, sehr steilen Trümmerwand hinauf, deren Wölbung uns ihr Ende nicht erkennen läßt.

Trümmer und Geröllhalden füllen fast das ganze Gesichtsfeld aus. Der Gipfel liegt weiter rückwärts, er muß uns um 200 m überragen (2990 m Höhe).

Wozu soll ich dreiviertel Stunden härtester Anstrengungen schildern, wenn ich sie zu vergessen wünsche! Wir arbeiten uns auf einer Stufenbahn, die sich umgekehrt zu unserer Marschrichtung bewegt, nach oben. Dieser übergroße Hang erinnert an die häßlichen künstlichen Hügel der Bergwerksgegenden, an die Kegel, die Schlacke und Schuttkörbe bestreuen, die an einer endlosen Kette laufen. Und wie sie ist auch der Hang völlig ausgetrocknet. Unsere Feldflaschen, die an den Rucksäcken hängen, ertönen erbarmungslos aber im Takt.

Nach und nach sind wir nach links abgebogen. Allmählich wird unter uns der schöne Prazongletscher ganz nah erkennbar. Eine steile, mit Glatteis verbrämte und mit Schnee betüpfelte Wand bricht daraus hervor. Etwas weiter trägt sie den Gipfel des Pic.

Um 15 Uhr hören wir mit dem Steigen auf. Ein häßlicher Berg, eine herrliche Aussicht¹.

Wir hatten erwartet, auf einer gut bezeichneten Route absteigen zu können. Falls es eine solche gibt, ist es uns nicht gelungen, sie zu entdecken. Wenn ich die Einzelheiten R. Perrets wieder nachlese, komme ich zu dem Schluß, daß wir uns eine zu direkte Abstiegsroute erzwungen haben, die, zweifellos, ganz nahe bei der leichten üblichen Route liegt.

¹ Häßlich auf unserem und dem üblichen Wege. Schön muß aber die Besteigung von Prazon aus und über die Pointe des Rousses sein.

XIV. DIE OSTWAND DER DENT DE FENESTRAL

EINE TRAININGSFAHRT FÜR DEN FURGGENGRAT

Es ist etwas ganz anderes, ob man in Höhe der Überhänge des Furggengrates 23 m in den Abgrund hinabsteigt oder ob man das in niedrigem Gebirge tut. Am Matterhorn mischen sich die Luftverdünnung und die Anstrengung, die die vorangegangene lange Besteigung erfordert, hinein. Auch Kälte und Wind können sich noch dazugesellen. Schließlich wird auch die Unermeßlichkeit des Abgrundes mehr oder weniger auf die Einbildungskraft einwirken. Bevor man sich an so etwas heranwagt, wird man gut tun, sich an tieferen Überhängen in einem weniger erhabenen Gelände zu trainieren. Die Abseilmanöver im Fontainekamin an der Dent du Requin und die 35 m lange Abseilstrecke am Pic Albert sind völlig unzureichend.

Ich kenne keine lehrreicheren Stellen als die an der Ostwand der Dent de Fenestral oberhalb Finhaut (2582 m, S. A.)¹.

Seit dem 10. Juni 1896, dem Tage, an dem sie von Paul Beaumont und den Führern François und Joseph Fournier erstiegen wurde, ist dieser Name — im Siegfried-Atlas wurde er beibehalten — aus dem alpinen Schrifttum verschwunden. Aus der Dent de Fenestral ist die Pointe Beaumont geworden.

Sie zeigt eine einzige senkrechte Fläche: die Ostwand. Sie ist ungefähr 200 m hoch. Die beiden sehr steilen unteren Drittel sind begehbar, der senkrechte oben überhängende Rest ist unzugänglich.

¹ Finhaut bietet sehr interessante und fast unbekanntere Felsklettereien: Die furchtbare Nordwestwand der nördlichen Aig. du Vent (Perron I), die außerordentlich schroff ist; die Nordwestwand des großen Perron; die schwere Überschreitung Grand Perron—Pointe Vouilloz—Pain de Sucre. — Ifala (riesige senkrechte Abseilstelle). Endlich die Ostwand der Pointe Vouilloz, die unter Führung von Armand Charlet durch eine Seilschaft von Fachleuten erklettert wurde.

Sehr wenige von den Besuchern der Dent haben die Wand betrachtet. Um sich über diesen Abgrund beugen zu können, muß man auf einen Vorgipfel klettern, der kaum niedriger als der Hauptgipfel ist, aber in allen Routenbeschreibungen vernachlässigt wird. Die Ostwand kann man übrigens vollkommen von nur fast unbekanntenen Stellen sehen, zu denen der Zugang unbequem und langweilig ist: von der kleinen Bergkette de la Rebarme, der Comba Rosse. Von diesen Stellen gesehen, richtet sie sich aber kühn und imponierend in die Höhe.

Sie wurde im Abstieg durch Abseilmanöver am 6. Oktober 1928 durch die Baronin Charles de t'Sérclaes, Kaspar Mooser und mich besiegt. Da das Wetter sehr bedrohlich war, mußte man sich beeilen. Da Mooser seiner „Reisenden“ sicher war, stieg er überall als erster ab. Während wir ihm folgten, machte er eine neue Abseilstelle zurecht, indem er überall mit Hammer und Meißel arbeitete, wo es nötig war.

Das erste Abseilen geht unmittelbar vom Gipfel los. Länge: 20 m, von denen die ersten 6 m steil, die letzten 14 senkrecht und am Ende sogar leicht überhängend sind. Das Stück endet auf einem engen und ausgedehnten Absatz, der sich zur Landung und zur Vorbereitung für den zweiten Abseilabschnitt eignet, der, mit 15 m Höhe, einen etwas ausgeprägteren Überhang darstellt. Die Füße berühren indessen überall die Mauer. Man landet auf einem sehr steilen Rasenband, auf dem bei unserem Abstieg Schnee lag. Es gewährt für drei Menschen kaum genügend Platz.

Rechtsum (nach Süden), ein Mauerhaken.

Dritte Abseilstelle: Länge 40 m. Sie besteht aus folgenden Teilen:

1. Abstieg über eine schwärzliche Platte, die wie die vordere Kante eines Schutzdaches über den Abgrund vorspringt: 6 m.
2. Flugbahn in den Abgrund, unter dem Überhang. Der Körper dreht sich, mit mehreren Meter Abstand von der Wand im Kreise: 29 m.
3. Fahrt gegen die Wand; unsere Füße streifen glatte und senkrechte Felsen: 5 m.

Vermittels eines sehr starken Pendelschlages schwingt man sich heraus, um jenseits eines kleinen Couloirs auf einer Plattform zu landen¹.

Da ich letzter war, sah ich nichts vom Abstiege meines Gefährten in den Abgrund. Frau de t'Serclaes ließ sich seit einigen Minuten herunter, als zweisprachige Schreie zu mir drangen.

Ein vielfältiges Echo brachte sie so durcheinander wie die Worte eines „Bruder Jakob“, die er in einen vierstimmigen Kanon hineinschreit. Eine einzige Silbe war deutlich zu verstehen: „Seil, Seil“²

...

Sollte ich das Seil laufen lassen oder an ihm ziehen?

Frau de t'Serclaes war damit einverstanden gewesen, sich auf Bitten Moosers anseilen zu lassen. Eine überflüssige Vorsicht. Ihrem Wunsche entsprechend, hatte ich ihr jegliche Seilspannung erspart. Jetzt, man kann es mir glauben, zog ich mit allen meinen Kräften daran.

Die beiden Seilstränge — das eigentliche und das Hilfsseil — hatten sich verwickelt. Zum Glück blieb mein Ziehen ohne direkte Wirkung auf Frau de t'Serclaes, und ihr Seilknoten zog sich nicht enger zusammen. Wie sie da so unbeweglich 15 Fuß über dem Abgrund hing, gelang es ihr, man sollte es fast für unglaublich halten, den Knoten zu lösen und sich zu befreien. Lediglich vermittels des Hilfsseiles setzte sie dann ihren Abstieg fort.

Einige Augenblicke früher hätte das Seil sie beinahe erdrosselt, sie hatte sich aber lautlos mit bewunderswerter Kaltblütigkeit losgemacht³. Ob sie sich damals an diesen alten Bauern erinnerte, der beim Anblick unserer Seilpakete, als wir Finnhaut verließen,

¹ Der Rest des Abstiegs ist leicht. Es geht über einen Felsporn bis zu einer kleinen Schulter weiter, dann linksum (nach Norden). Eine große steile Platte. Nach ihrer Überwindung geht es ganz leicht in das kleine Comba-Rosse-Tal hinunter. In gleicher Höhe kann man auch auf einem Bande traversieren bis zu einem Couloir, durch das man wieder an den Nordfluß der Dent hinaufkommt.

² So im Original. (D. H.)

³ Auf diese Art war im Jahre 1931 Tito Paresi, ein Advokat aus Padua, an der Cima della Madonna umgekommen.

in freier Mundart gerufen hatte: „Oh, die arme Frau, mit der der Henker und sein Gehilfe fortgehen, um sie zu hängen!“

Ich merkte erst etwas von den Drangsalen der Frau de t'Serclaes, nachdem ich meinerseits eine dieser langen Spiralen im leeren Raume beschrieben hatte, wobei man etwas von dieser Verbindung von Stampfen und Schlingen wiedererkennt, was die Seeleute die „Schmorpfanne“¹ nennen.

Aus diesem Abstieg von der Dent de Fenestral ergibt sich folgende Lehre: „Wenn man Abseilmanöver von dieser Art und Länge bewerkstelligen will, darf man niemand anseilen.“ Hieraus ziehe ich die Folgerung: „Der Platz des Führers befindet sich dann oben.“

Die Werke, in denen die Verwendung des Seiles erörtert wird, vernachlässigen in gleichgültiger Weise eine Sache, deren Wichtigkeit nicht verkannt werden sollte.

„Eine Reihe von Schwingungen, deren Weite zunimmt, kann das Seil aus seiner Anfangsrichtung bringen, wenn die Reibungsfläche zwischen dem Haken, an dem das Seil hängt, und dem Anfang eines Überhangs zu lang ist, und die Landung an der beabsichtigten Stelle verhindern. Ein Hilfshaken, der in der Nähe der obersten Stelle des Überhangs und nach der Seite zu angebracht ist, wo man fürchtet, daß diese Verschiebung stattfinden könnte, wird das Seil in der gewünschten Richtung erhalten.“

Mooser empfiehlt diese Vorsichtsmaßregel anlässlich des letzten Abseilmanövers am Furggengrat: er hat seinen Flug nach der italienischen Seite in schlechter Erinnerung.

¹ Casserole im Original (D. H.)



Vom gleichen Verfasser erschien:

ALS LETZTER AM SEIL

ZWÖLF ERSTBESTEIGUNGEN IN DEN SCHWEIZER UND
IN DEN FRANZÖSISCHEN ALPEN

Mit 8 Abbildungen

In Ganzleinen RM 7,80

Die Alpen, Bern:

. . . Blanchet stellt in seinem Buche keine Betrachtungen an, weder philosophische, moralische noch ästhetische. Er erzählt einfach und sachlich, wie es gegangen, zeigt wiederholt Humor und Witz an der richtigen Stelle, gibt begangene Fehler zu. Diese freie Haltung macht den besonderen Reiz dieses Bergsteigerbuches aus. . .

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin:

. . . So ist das Buch Blanchets, das sich zuerst einmal an die ganz Kühnen wendet, durch seine Lebensnähe und Lebenswahrheit eine wertvolle Bereicherung der Bergliteratur. . .

Dresdener Anzeiger, Dresden:

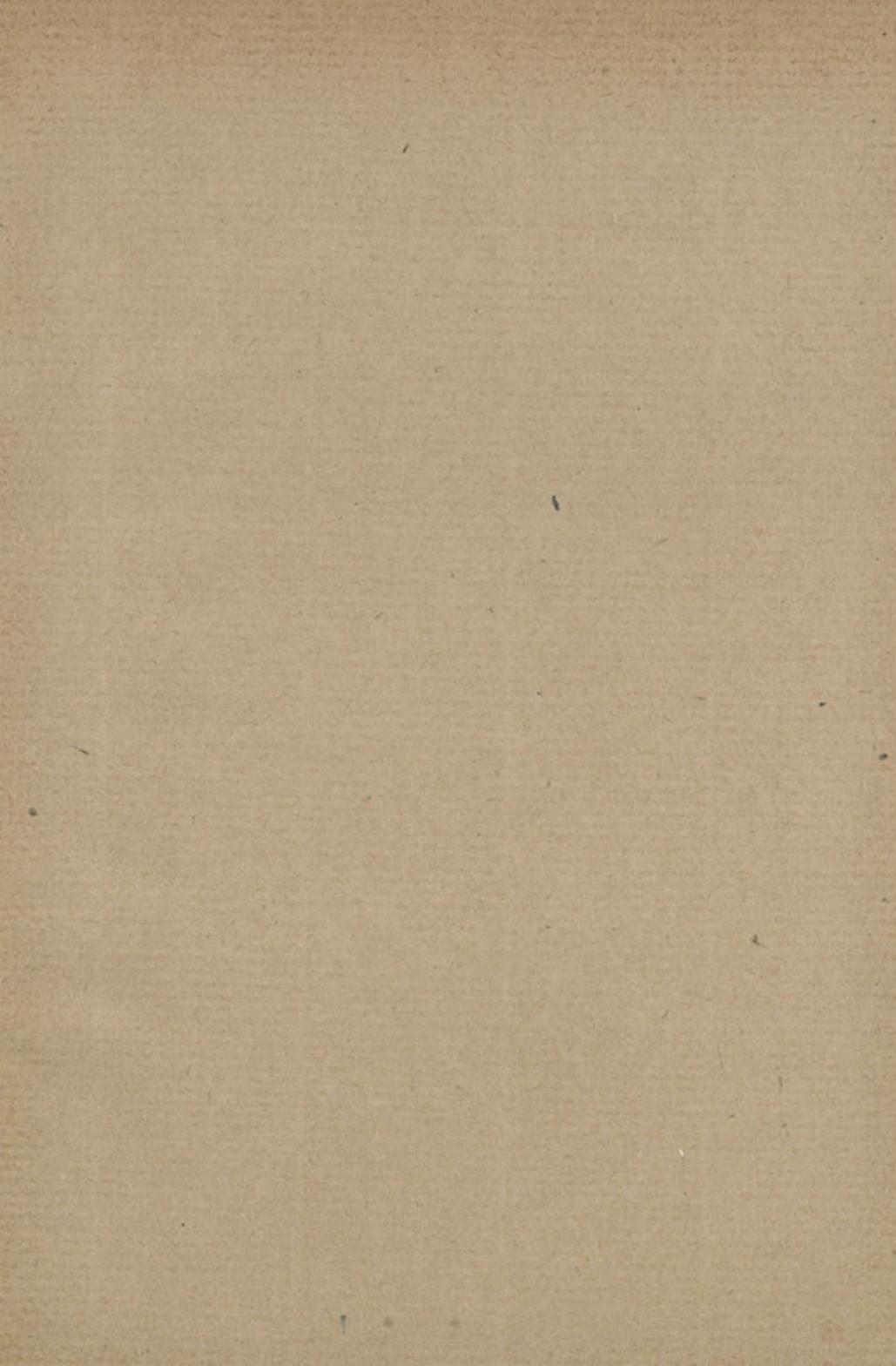
. . . Das Buch, das der Dresdner Oberst Heinrich Erlen wiederum trefflich übersetzte, bereichert die klassische Bergliteratur um ein bedeutendes Werk. Es zu lesen, ist ein Genuß, zumal, da es uns neben den reinen Fahrtenschilderungen einen tiefen Einblick in das Ringen um letzte Probleme der Alpen gibt. . .

Luzerner Tageblatt, Luzern:

. . . Das Buch ist voll unerhörter Spannung und oft gerät Blanchets Seilschaft in derart schwierige Situationen, daß man sich bei der Lektüre gern daran erinnert, daß der Autor selber ja das Buch geschrieben hat, also endlich doch heil und ganz wieder heimgekommen sein muß.

Münchener Neueste Nachrichten, München:

. . . Blanchet lebt mit dem Abenteuer, das in den steilen Felswänden wohnt, die den „Aeußersten“ gehören, vertraut zusammen. Seine Art zu berichten ist prachtvoll, frei von großen Gesten, gründlich und sachlich in der Beobachtung, genau in der Darstellung des Technischen und überlegen sicher in der Einordnung der Erlebnisse.



635.35

